

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Harrys Höllen-Cocktail

Explosiv,
dämonisch, tödlich

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Harrys Höllen-Cocktail

John Sinclair Taschenbuch Nr. 66

von Jason Dark

erschienen am 09.09.1986

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Harrys Höllen-Cocktail

Wer Sorgen hat, der geht zu Harry! Dieses geflügelte Wort hatte unter den Reichen an der Côte d'Azur Furore gemacht. Was im Jet-set Rang und Namen hatte, weinte sich bei Harry aus. Und Harry hörte zu. Aufmerksam sogar. Bis die Reichen plötzlich tot waren. Dann stand Harry wieder an der Bar und mixte seine Cocktails. Am liebsten die mit einem Schuß Höllenblut, nach Satans Rezept! Denn Harry war einer seiner treuesten Diener...

Den Mann muß ich töten!

Harry dachte es, lächelte breit und schnickte mit den Fingern, als er den Gast an der Tür stehen sah.

»Siesta?« fragte dieser. Er war Spanier, sehr reich und viermal geschieden. Sein Geld hatte er mit der Herstellung und dem Verkauf von Olivenöl verdient.

»Nicht für dich, Ramon.«

»Dann komme ich.« Er nickte, löste sich von der Tür und glättete die Falten seines gestreiften und leicht zerknitterten Anzugs. Es war niemand im Lokal, die chromglitzernde Bar zog ihn wie magisch an. Harry erwartete ihn.

An der Côte d'Azur war Harry eine Institution. Wer Probleme hatte, der ging zu Harry, denn der hatte stets Zeit, er hörte zu, gab Ratschläge, Kommentare, beugte sich hin und wieder zu einem Gast über die Bar, flüsterte ihm etwas ins Ohr, zog dabei ein bedeutungsvolles Gesicht, so daß andere Zuschauer neidisch wurden und sich wünschten, Harry möge auch mit ihnen so sprechen. Harry war modern. Er war in und lächelte eigentlich immer. Es gab da allerdings einige Abstufungen. Das Lächeln konnte völlig unverbindlich sein, auch strahlend und hell, dann wieder kalt bis eisig. Lauernd, abwartend, nur selten warmherzig. Oberflächlich und trotzdem mit Tiefgang. Harry stritt sich nie, er war stets bereit, sich die Sorgen der Barbesucher anzuhören.

Harry war eben wer.

Auch jetzt wartete er lächelnd. Der Spanier hatte einiges hinter sich. Sein Gesicht zeigte eine gewisse Erschöpfung. Seine Hände zitterten, und die Haut wirkte grau. Das Haar war durcheinander gewühlt, sein Blick stumpf. Es war der Blick eines Verlierers.

Hatte Ramon verloren?

Harry nahm es an. Er wußte, was Ramon brauchte. Der teure Scotch schimmerte goldbraun im Kristallglas, das Harry über den

blankpolierten Tresen rutschen ließ. Genau eine Handbreit vor dem Gast kam es zur Ruhe. Ramon schnappte sofort danach, und Harry beobachtete den Mann, wie er hastig trank.

Der war fertig.

Reif, wie Harry immerzu sagen pflegte. Reif für ihn, und das stimmte ihn fröhlich.

Er ließ den Mann trinken und ging zur Tür, die er abschloß. Um die Mittagszeit kam sowieso niemand. Der große Betrieb an der Küste hatte noch nicht eingesetzt, aber das würde sich in den nächsten Tagen ändern, wenn die Reichen den Schnee leid waren und aus den bekannten Wintersportorten an die Blaue Küste strömten, um die ersten Sonnenstrahlen zu genießen.

Da kamen dann auch die Mädchen aus den Löchern. Sie rochen es irgendwie. Es waren die Geschöpfe, die den Frühling in Frankreich und den Sommer auf Ibiza verbrachten, immer auf der Suche nach einem Märchenprinzen, der den meisten sowieso nie begegnen würde. Nicht in dieser oberflächlichen Geldgesellschaft, wo sich die gesellschaftliche Stellung des einzelnen nach der Höhe des Bankkontos richtete.

Harry ging wieder hinter die Bar und rutschte dort auf seinen Stammhocker. Ramon drehte das Glas zwischen den Fingern. Es war leer bis auf den letzten Tropfen. »Du hast abgeschlossen?«

»Ja.«

»Weshalb?«

»Siesta, mein Lieber. Es wird niemand kommen.«

»Aber ich bin da.«

Harry lächelte wieder. »Das ist etwas anderes.«

»Dann gehöre ich zu den Ausgesuchten?«

»Das stimmt.«

»Danke.«

»Du hast Sorgen, nicht wahr?«

Ramon zog die Lippen zurück und nickte. »Sorgen?« wiederholte er fragend. »Die habe ich tatsächlich.«

»Welcher Art?«

»Es ist vorbei.«

»Wieso?«

Der Spanier hob die Schultern. »Man hat mich reingelegt. Die Steuer, mein Geschäftspartner. Mir ist nicht mehr viel geblieben.«

»Wieviel?«

Ramon hatte den lauernden Unterton in der Stimme des Keepers überhört. »Keine Ahnung. Vielleicht noch Hunderttausend.«

»Welche Währung?«

»Dollar.«

»Das ist in der Tat nicht viel«, stimmte Harry zu, denn er sah dies durchaus relativ. »Sagte ich doch.«

»Noch einen?« fragte Harry. »Er geht auf Kosten des Hauses.«

»O danke.«

Harry goß nach. »Ja«, murmelte er. »Hunderttausend, das reißt tatsächlich niemanden vom Hocker.« Er schob dem Spanier das Glas rüber. »Hast du dir schon Gedanken darüber gemacht, was jetzt werden soll?«

»Eigentlich nicht.«

»Aber du bist zu mir gekommen.«

»Ja.«

»Und nicht ohne Grund, wie ich dich kenne. Hat man dir etwas gesagt, hat man dich geschickt?«

Der Spanier wollte lächeln, es wurde aber nur ein Grinsen. »Muß ich das wirklich noch sagen?«

Der blonde Harry hob die Schultern. »Du brauchst es nicht, aber vielleicht ist es besser.«

»Kann sein.« Ramon leerte das Glas. »Man erzählt sich so einiges von dir, mein Freund.«

»Und was?«

»Daß du für viele Probleme eine Lösung anbieten kannst.«

»Vielleicht.«

Ramons Blick wurde lauernd. »Auch für meine?«

Der Keeper nahm ein Glas, säuberte es und tat sehr unbeteiligt. »Es kommt darauf an.«

»Auf was?«

»Umsonst ist der Tod.«

Der Spanier lachte. »Harry, du bist raffiniert, aber das ist gut. Welcher Geschäftsmann ist das nicht?«

»Eben.«

»Wieviel willst du?«

»Die Hälfte würde reichen.«

»Von was?«

»Von den Hunderttausend natürlich.« Ramon atmete schnaufend aus.

»So etwas nennt man Halsabschneider. Aber das ist egal. Ich habe viel über dich gehört. Man vertraut dir und deinem Rat, auch wenn er teuer ist. Deshalb werde ich dir die Hälfte zahlen, wenn du mir den Rat gegeben hast.«

»Nein, Ramon.«

»Wie? Auf einmal nicht mehr?«

»Davon habe ich nichts gesagt. Ich rede von Vorkasse. Erst das Geld, dann folgt der Rat.«

Ramon nickte ein paarmal. »So ist das also«, sagte er mit flüsternder Stimme. »Jetzt begreife ich. Du bist eine linke...«

Harry hob die Hand, und Ramon verstummte. »Keine Drohungen, bitte. Ich wollte nichts von dir. Du kamst zu mir. Wenn sich herumgesprochen hat, wie gut die Ratschläge sind, die ich gebe, muß etwas daran sein. Oder nicht?«

»Stimmt schon.«

Harry gab ein wenig nach. »Wir werden nicht hier in der Bar bleiben, aber im Haus.«

»In deiner Kammer?«

»Wieso?«

»Man spricht davon.«

»Es wird viel erzählt.« Harry breitete die Arme aus. »Entweder oder, Ramon. Wir können es sofort versuchen. Du stellst den Scheck aus, ich gebe dir Tips.«

»Du weißt ja nicht, worum es geht.«

»Das brauche ich auch nicht.«

»Ach.« Der Spanier staunte den Keeper an.

Harry ließ sich nicht erweichen. »Der Scheck, Señor.«

Ramon nickte. Er befand sich in einer Zwickmühle, mit einer so raschen Wendung des Geschehens hatte er nicht gerechnet. Er fühlte sich überrumpelt. Harry wurde in der Tat von den Reichen und den Nichtstuern an der Küste empfohlen, aber niemand konnte genau sagen, welcher Art seine Tips und Ratschläge waren.

Man mußte sich schon auf ihn verlassen.

Der Gast sah in das Gesicht des Keepers. Wieder lächelte Harry. Er lächelte ja so oft, das hatte Ramon bisher nichts ausgemacht, aber in diesem Fall war es etwas anderes. Auf irgendeine Art und Weise fühlte er sich durch dieses Lächeln hintergangen. Noch konnte er sich umdrehen und gehen. Dann war er mit seinen Sorgen allein, ohne Ratschlag. Harrys Hilfe aber kostete fünfzigtausend. Das war eben das Risiko.

»Ich bin ein wenig müde, Ramon. Du verstehst das. Es soll nicht aussehen, als würde ich dich drängen, aber auch ich brauche meine Ruhe, Ramon.«

Der Gast schwitzte. Mit dem rechten Handrücken wischte er den Schweiß von der faltigen Stirn. »Ja«, sagte er keuchend. »Ich mache es.« Er holte das Scheckbuch hervor, beobachtete Harry dabei,

dessen Gesichtsausdruck der gleiche blieb. Nicht einmal in den Augen war ein gieriges Flimmern zu erkennen.

Der ist kalt, dachte Ramon. Eiskalt. Noch schlimmer als die Leute, die der Spanier als seine Partner angesehen hatte. Aber wenn er mir tatsächlich helfen kann, soll es mir recht sein.

So schrieb er die Summe aus.

Fünzigtausend waren für ihn nicht viel gewesen. Er hatte schon Schecks mit wesentlich höheren Summen ausgestellt, aber seine Hände hatten dabei selten so gezittert. Vielleicht vor Jahren, als er noch jung war. Unterschrieb er damit sein eigenes Todesurteil? Hoffentlich nicht...

Harry schaute sich den Scheck an, der ihm gereicht wurde und hörte auch Ramons Kommentar. »Jetzt bist du an der Reihe!«

Der Keeper steckte den Scheck ein. »Sicher, Ramon, sicher, ich halte meine Verträge.«

»Und?«

»Wie und?« Harry glättete seine silberfarbenen schimmernden Smokingjacke mit dem violetten Revers.

Der Spanier krümmte den Zeigefinger und bewegte ihn. »Ich will deinen Ratschlag.«

»Das ist klar, aber nicht hier.«

»Wo denn?«

»Bei mir.«

»Ach so.« Ramon grinste. »Jetzt kommt deine berühmte Wohnung oder dein Zimmer. Ich hörte davon. Niemand weiß so recht Bescheid...«

»Du wirst es sehen, komm.«

Ramon wartete, bis Harry hinter der Bar hervorgekommen war und sich nach rechts wandte, wo es noch einen zweiten Ausgang gab. Federnd ging Harry vor, ganz der große Sieger. Auf seinen Lippen lag ein kühl wirkendes Lächeln, die Augen glänzten, denn er wußte

genau, wo er hinzugehen hatte und was geschehen würde.

Hinter der Tür gelangten sie in eine andere Welt. Wände aus rotbraunen Ziegelsteinen. Bis auf einige Poster berühmter Filmgrößen zeigte diese Umgebung die Tristesse vieler Bars und Kneipen. Der Spanier hatte sich eine Zigarette angezündet. Er paffte hastig und dachte darüber nach, ob er tatsächlich korrekt gehandelt hatte. Das würde sich zeigen... An der Treppe gingen sie vorbei, das wunderte Ramon. Bevor er eine Frage stellen konnte, öffnete der Keeper eine schmale Tür. »Ich zeige dir jetzt mein Reich.«

»Im Keller?« fragte Ramon erstaunt, denn er hatte an Harry vorbei und auf die nach unten führenden Steinstufen geschaut.

»Ja.«

»Was sollen wir dort?«

»Das wirst du sehen. Keine Fragen mehr. Du hast deinen Teil des Vertrags erfüllt, jetzt bin ich an der Reihe. Vertraue mir, sonst ist alles zu spät.«

»Gut, pardon.«

Sie schritten die Treppe hinab, die einen Bogen nach links schlug. Das Licht spiegelte sich auf den glatten Stufen. Sie erreichten den Keller und damit ein Gewölbe, in dem es feucht roch. Er unterteilte sich in mehrere Räume, zu denen Türen abzweigten. Wahrscheinlich lagerten dahinter die Waren, die oben in der Bar als Getränke verkauft wurden. Vor einer breiten Tür blieben sie stehen. Sie lag an der Stirnseite des Ganges und besaß eine gebogene Klinke. Unter ihr schimmerte ein Schlüsselloch, in das Harry einen Schlüssel schob und ihn zweimal umdrehte, so daß er die Tür öffnete.

»Tritt ein, Ramon!«

Der Spanier drückte sich an Harry vorbei. Er mußte einen düsteren Raum betreten, in dem ihm sofort der Geruch auffiel. So roch Schwefel...

Harry blieb noch auf der Schwelle stehen. Er ließ einige Sekunden

verstreichen, bis es Ramon zu dumm wurde und dieser sich umdrehte.

»Willst du kein Licht machen?«

»Noch nicht!« Harry kam vor. Den ersten Schritt ging er langsam, den zweiten schon schnell. Beim dritten holte er aus.

Wo dieser Mann so plötzlich den Totschläger her hatte, wußte Ramon nicht. Er konnte auch nicht länger darüber nachdenken, denn etwas explodierte mit ungeheurer Wucht an seiner Schläfe und löschte bei ihm vorerst sämtliche Lichter aus...

Es schneite!

Und das kurz nach Ostern. Der Wettergott spielte in London wieder einmal verrückt. Hätte man die Ostereier nicht gefärbt, wären sie in den nassen Schneemassen überhaupt nicht zu entdecken gewesen. Auch Bill Conolly hatte so gesprochen, in dessen Porsche ich saß und gegen die beschlagene Frontscheibe schaute.

»Frühling, wie bist du schön«, sagte der Reporter und schaute den dicken Flocken nach, die aus einem grauen, tiefhängenden Himmel lautlos zu Boden fielen. Hin und wieder schaltete er die Wischer ein, damit die Scheibe blank wurde.

»Jeder bekommt eben das, was er verdient«, kommentierte ich.

»Du verdienst also Schnee und Kälte.«

»Ich habe nicht von mir gesprochen.«

»Dann meinst du mich damit?«

»Wenn du mich schon hier rausholst, sollst du wenigstens auch mit leiden.«

»Kameradenschwein.«

»Das bist du.«

Bill schaute auf seine Uhr. »Verdammt auch, der Kerl verspätet sich wieder.«

»Er ist eben kein Beamter.«

»Stimmt. Dafür ein Modemacher.«

»Sagt Sheila wenigstens. Er hat sie angerufen.«

»Und der Knabe heißt Yves Duce?«

»Richtig.«

»Ist das ein Pseudonym?«

»Nein, in der Modebranche heißt man eben so. Da hat man außergewöhnliche Namen. Denk nur mal an folgende...« Bill zählte einige bekannte Modeschöpfer auf, die ich aus den einschlägigen Magazinen kannte.

Das sollte sich nun ändern.

Den Grund wußte ich nicht. Dieser Duce hatte Bill Conolly angerufen, zuerst mit Sheila gesprochen und ihr gesagt, daß er ihn unbedingt sprechen wollte.

Nach den Gründen gefragt, hatte er auf eine teuflische Angelegenheit hingewiesen.

Sehr vage war das. Aber Bill — ein Mann mit feeling glaubte, daß mehr dahintersteckte, hatte sich mit mir in Verbindung gesetzt und so lange auf mich eingeredet, daß ich an diesem Sonntag nicht im Bett geblieben war, sondern mich mit ihm getroffen hatte.

Jetzt standen wir auf einem Parkplatz und warteten auf den allseits berühmten Yves Duce.

Zehn Minuten war er bereits über der Zeit.

Ich stöhnte auf. »Wenn der uns draufsetzt, bist du mir einen Nachmittag schuldig.«

»Im Bett?« fragte Bill grinsend.

»Ja, aber nicht mit dir.«

»Hast du da besondere Vorstellungen?«

»Mal sehen.«

Der Platz befand sich am Hyde Park. Es gibt im April tatsächlich Tage, wo diese große, grüne Lunge Londons gefüllt ist. Bei diesem miesen Wetter aber war nichts los. Trübes Grau, wohin man schaute,

dazwischen der Schnee, dann die Nässe auf dem Boden, die Pfützen, die schon an kleine Seen erinnerten.

Da blieb man lieber zu Hause.

Ich zündete mir eine Zigarette an und ließ die Seitenscheibe zu einem Drittel nach unten fahren, damit der Rauch abziehen konnte. Daß dabei einige Flocken in das Innere des Wagens geweht wurden, störte mich nicht weiter und Bill auch nicht.

»Ich gebe ihm noch eine Viertelstunde«, sagte ich. »Mehr nicht.«

»Was versäumst du denn?« fragte Bill.

»Mein Bett.«

»Das kennst du doch.«

»Trotzdem, ich wollte mal so richtig ausschlafen. Das Wetter ist nahezu ideal dafür.«

Bill hob die Schultern. »Sorry, John, ich wollte mich ja mit ihm bei mir zu Hause treffen. Er hat abgelehnt. Einen neutralen Treffpunkt hatte er sich ausbedungen.«

»Vor wem hat er Angst?«

»Das wird er uns sagen.«

»Hast du ihn überhaupt gefragt?«

»Ja, und Sheila auch. Selbst ihr hat er nichts erzählt.«

»Dann scheint er Druck zu haben.«

»Glaube ich auch.«

Wir brauchten nicht mehr lange zu warten, denn ein Wagen bog auf den Parkplatz ein. Er hatte die Lichter eingeschaltet, die als blasse, gelbe Streifen in den grauen Tag stachen und von wirbelnden Schneeflocken durcheilt wurden.

Der Wagen fuhr neben uns. Trotzdem blieb noch genügend Abstand, so daß ich den Fahrer kaum erkennen konnte. Dafür den Wagentyp. Es war ein amerikanischer Schlitten, ein Cadillac. Von der Grundfarbe her weiß. Doch jetzt lag schmutziger Schnee auf seinem Dach. Bill schaute nach rechts, öffnete die Tür und gab mit der Hand

ein Zeichen. Der andere winkte zurück. »Alles klar!« meldete der Reporter.

»Willst du aussteigen?«

»Nein, er kommt.«

»Wird ein wenig eng im Porsche.«

»Das ist sein Problem.«

Die Fahrertür des Caddy schwang auf, und ich bekam Gelegenheit, mir den Knaben anzuschauen.

Er war es auch wert, angesehen zu werden.

Ja, so wie Yves Duce stellte man sich den typischen Modezaren vor. Er trug eine weiße Pelzjacke, eine ausgestellte blaue Hose und eine Brille mit farbigem Gestell. Gegen die Gläser tupften Schneeflocken. Duce wischte sie mit einer ungeduldig wirkenden Bewegung weg.

»Ein Traumtyp!« sagte ich leise.

»Noch schlimmer. Aber was willst du machen, John? Du bist eben nicht in.«

»Darauf kann ich sogar stolz sein.«

Der Traumtyp aus der Modebranche zögerte noch. Vielleicht konnte er auch schlecht sehen, der Schnee fiel ziemlich dicht, er ging einen Schritt vor und auch wieder zurück, so daß er praktisch nichts dabei gewonnen hatte. Mit dem Rücken berührte er dabei die Wagentür und drückte sie wieder ins Schloß.

»Da stimmt was nicht!«

»Wieso?« fragte ich.

»Weshalb kommt er nicht?«

»Der ist eben eigen. Geh hin.«

»Das mache ich auch.« Bill stieß die Tür auf.

Ich beobachtete den Kerl weiter. Vor Sekunden noch hatte ich meinem Freund widersprochen, mittlerweile aber war ich der Ansicht, daß tatsächlich einiges nicht in Ordnung war, denn wie

dieser Modezar verhielt sich kein normaler Mensch.

Er hatte mir jetzt den Rücken zugekehrt. Seine Hände lagen auf dem Wagendach des Caddy. Er hatte den Kopf nach vorn gedrückt, bewegte ihn nickend, und ich zuckte zusammen, weil Bill den Wagenschlag des Porsche zuknallte.

Dann sah ich ihn um den Flitzer herumgehen. Alles war harmlos, sah völlig normal aus, aber ich bekam plötzlich das Gefühl, neben einem Pulverfaß zu sitzen.

Noch sah ich Bills Schatten, eingehüllt in die fallenden Schneeflocken. Dann schaute ich wieder zur anderen Seite und wollte den Wagenschlag aufstoßen.

Ich zögerte noch, etwas warnte mich.

Vielleicht war es Duce!

Er lehnte sich mit dem Rücken gegen seine Wagenseite. Das war es nicht, was mich störte. Die Veränderung machte mich viel mehr an.

Sein Körper schimmerte blau. Der gesamte Mann besaß diese Farbe. Er kam mir vor, als wäre er von innen angestrichen worden und es hätte dabei gleichzeitig ein Blutaustausch stattgefunden, wobei das Blut die blaue Farbe angenommen hatte.

»Bill, weg!«

Mein Freund mußte mich gehört haben, es war zu spät. Von einem Moment zum anderen schlug die andere Macht zu.

Yves Duce explodierte!

Er war plötzlich verschwunden. Es gab nicht einmal einen lauten Knall. Ich sah noch etwas zur Seite fliegen, vielleicht einen Schatten. Bill lag plötzlich auf dem nassen Boden, auch der Porsche vibrierte ein wenig, und als ich durch die Seitenscheibe schielte, sah ich zwischen dem Caddy und mir nichts mehr.

Da hatte einmal Yves Duce gestanden.

Mir wurde auf einmal eiskalt...

Ich rang nach Luft, als hätte mir jemand einen Schlag unter die Gürtellinie versetzt. Mit der rechten Hand wischte ich über meine Augen, die linke war zur Faust geballt.

Bill Conolly rappelte sich langsam hoch, taumelte dabei und kam mir vor, als hätte er zuviel getrunken. An der flachen Kühlerhaube stützte er sich ab und schüttelte den Kopf. Die Schneeflocken blieben in seinen braunen Haaren kleben. Es war auch sicherlich nicht der Grund für sein Kopfschütteln. Bill war ebenso perplex wie ich.

Endlich überwand ich mich selbst und verließ den Wagen. Ich blieb dort stehen, wo sich vor einer halben Minute noch ein Mann namens Yves Duce aufgehalten hatte.

Von ihm war nichts mehr zu sehen. Nicht einmal ein Schuh. Ich hörte Bill husten und drehte mich um. Der Reporter hob die Schultern. Sein Blick war glasig, der Mann selbst kam mir leicht angeschlagen vor.

»John, das ist verrückt.«

»Oder Magie.«

»Verdammt, der ist weg.«

»Sogar explodiert.«

Wir schoben uns die Dialogsätze hin und her, mehr konnten wir nicht tun, denn keiner von uns wußte eine Erklärung. Bill wischte über sein Gesicht. Er stemmte sich von der Haube weg, ging einige Schritte und hielt dabei den Kopf gesenkt, als wollte er nach Spuren suchen, die auf den Modeschöpfer hinwiesen. Es gab keine.

Nur der nasse Boden und die Pfützen in der Nähe. Von einem Mann namens Duce sahen wir nichts.

Schweratmend blieben wir stehen. Allmählich sah mein Freund auch wieder aus, als könnte er einen klaren Gedanken fassen. »Well, John«, sagte er, »da war er plötzlich verschwunden. Einfach so. Weg, atomisiert, furchtbar.«

»Was hast du bemerkt?«

Bill schaute mich erstaunt an.

»Ich soll etwas bemerkt haben? Das glaubst du doch selbst nicht.«

»Wieso? Du warst draußen, hast praktisch in seiner Nähe gestanden. Ich bekam nur einen Teil der Wellen mit, die den Porsche schüttelten. Du hast auf der Erde gelegen. Weshalb?«

»Mich hat es einfach umgehauen.«

»Wer oder was?«

»Der Druck. Du hast ihn nicht so gespürt, ich bekam ihn voll mit. Das war nicht zu ändern.«

»Hast du sonst noch etwas festgestellt?«

»Wie meinst du das?«

»An Duce?«

Bill hob die Schultern. »Eigentlich nichts. Er benahm sich nur höchst seltsam, als wäre er dabei, sich noch einmal alles zu überlegen.«

»Eben.«

»Dann muß er es vorher gespürt haben.«

»Der Meinung bin ich auch.«

»John«, sagte mein Freund. »Ich brauche erst einmal einen Schluck auf diesen Schreck.«

»Nein, du wirst dich noch gedulden. Wir müssen zuvor den Wagen untersuchen.«

»Ob wir da etwas finden?«

»Ich hoffe es. Oder weißt du etwas über Duce? Ich meine, sein Leben oder so.«

Bill schaute in den Schnee, der dünner geworden war, weil die Hälfte der Tropfen aus Regen bestanden. »Nein, ich habe auch keine Ahnung. Wirklich nicht.«

Die Caddytür war nicht verschlossen. Aus dem Wagen drang mir Wärme entgegen. Daß ein Mensch so restlos verschwinden konnte, bereitete mir Unbehagen. Wenn jemand explodierte, aus welchen

Gründen auch immer, blieben, so hart es sich anhört, immer Reste zurück. Bei Duce war es anders.

Ihn hatte es kalt erwischt.

Nur mußte er sein Ende geahnt haben, sonst hätte er sich nicht so unnatürlich benommen.

Ich blieb hinter dem Lenkrad hocken. Der Wagen gehörte ihm nicht. Es war ein Leihwagen. Immerhin hatten wir eine Spur. Über die Firma würden wir vielleicht mehr erfahren können.

Bill und ich durchsuchten den Wagen. Wir fanden nichts, was uns weitergebracht hätte. Wer sich einen Wagen lieh, ließ auch nichts Persönliches zurück.

»Mir scheint«, sagte der Reporter, »als hätte er seine Spuren verwischt.«

Ich schaute mich in dem Fahrer-Cockpit um. Leider konnte er nichts mehr sagen. »Er war eine lebende Zeitbombe, die irgendwie unter Kontrolle gestanden hat.«

»Unter wessen?« fragte Bill.

»Keinen blassen Schimmer.«

»Ist er der einzige gewesen, oder gibt es noch andere Personen, die als lebende Zeitbomben herumlaufen?«

Ich verzog die Mundwinkel. »Schwarzmalen möchte ich ja nicht, aber es ist zu befürchten.«

»Dann hatte er uns sicherlich warnen wollen.«

»Glaube ich auch.«

»Und die anderen haben davon erfahren. Vielleicht hielten sie ihn sogar unter Kontrolle oder Beobachtung.«

»Wir haben aber nichts gesehen.«

»Das ist es leider.«

Ich schlug auf den Lenkradring. »Deshalb müssen wir den Fall hart angehen.«

»Wie meinst du das?«

»Er hat Vorrang«, erklärte ich mit Nachdruck. »Unbedingten Vorrang vor allem. Stell dir mal vor, hier in London laufen noch ein paar Typen mit, die auf eine solche Art und Weise unter Kontrolle stehen. Das wäre nicht auszudenken.«

Bill nickte. »Wobei ich mich frage, wie es möglich gewesen ist, daß der Mann explodierte?«

»Du liest doch Krimis.«

»Und?«

»Es gibt Geschichten, wo Menschen eine Minibombe ins Gehirn operiert worden ist, die dann durch Fernzündung in die Luft gejagt wurde.«

»An so etwas denkst du?« fragte Bill.

»Ja.«

»Ich nicht.«

»Nenn mir den Grund.«

»Die Sachen, die du da aufgezählt hast, kommen ja nicht nur in Krimis vor. Wir haben sie leider schon erlebt. Und immer ist etwas von derjenigen Person zurückgeblieben, die es erwischt hat. Nur hier nicht.«

»Das macht auch mich nachdenklich.«

»Weshalb, John?«

»Ich kann es dir nicht sagen.«

»Weil Magie mit im Spiel ist.«

Mein Lächeln fiel knapp aus. »Ich freue mich darüber, Bill, daß du so denkst.«

»Was sollte ich sonst?«

»Stimmt, was solltest du?« Ich war nachdenklich geworden und überlegte, wer dahinter stecken konnte. Obwohl ich zahlreiche Dämonen und teuflische Wesen kannte, fiel mir keine Lösung ein. Diese Art, jemand umzubringen, paßte auf keinen meiner alten Bekannten.

»Du weißt nichts«, resümierte Bill. »Nein.«

»Der Teufel?« fragte Bill.

»Hör auf.« Ich winkte ab. »Es hat keinen Sinn, alle uns bekannten Dämonennamen gegenseitig aufzuzählen und darauf zu hoffen, daß der richtige Typ darunter ist. Wir müssen den Fall diesmal von einer anderen Seite her angehen.«

»Und von welcher?«

»Das ist klar. Von der kriminalistischen. Es ist zwar schon lange her, daß man mich so etwas gelehrt hat, aber einige Dinge habe ich noch behalten. Und wenn ich nicht mehr weiterweiß, werde ich mich an Chieffinspektor Tanner wenden.«

»Tu das, aber nicht sofort.«

»Nein, wir werden uns in deine Flunder setzen und zu der Leihwagenfirma fahren. Die müssen ja über den Mann einige Informationen besitzen. Vielleicht kommen wir dort weiter.«

»Dein Wort in meinem Gehörgang«, sagte Bill und stieg in den Porsche um.

Ich ließ mir etwas mehr Zeit. Viele Gedanken kreisten durch meinen Kopf.

Es kam Schlimmes auf uns zu...

Harry grinste, als er auf den leblosen Körper schaute. Er dachte an den Scheck, der ihm erst einmal sicher war. Fünfundzwanzigtausend lohnten sich schon. Und wenn er die anderen Papierchen noch mitrechnete, die er bekommen hatte, sah er sein großes Ziel schon dicht vor Augen. Es war doch gut, wenn man einen starken Partner im Rücken hatte, der sich auch an seine Versprechen hielt.

Zuvor mußte er mit dem Spanier fertig werden.

Wie ein Häufchen Elend lag er da. Kalt hatte ihn der Treffer erwischt. So mußte es auch sein. Zudem war er nicht der einzige, dem es so ergangen war.

Weitere würden ihm folgen. Die Côte d'Azur sollte zu einer Küste des Schreckens werden.

Angst würde umgehen, wenn sich so etwas mal herumgesprochen hatte. Schon jetzt waren einige Typen nicht mehr aufzufinden, und weitere mußten folgen.

Harry hatte mindestens zwei Stunden Zeit. Danach mußte er die Bar wieder öffnen, um seiner normalen Arbeit nachzugehen. In diesen zwei Stunden würde er alles erledigt haben.

Der Keeper bückte sich und schleifte den Körper zur Seite. Dabei mußte er sich anstrengen. Das wilde Leben an der Côte hatte seine Spuren bei Ramon hinterlassen. Er war viel zu fett und wirkte sogar aufgeschwemmt. Harry wischte ihm den Schweiß von der Stirn. Anschließend trat er bis dicht vor die Wand, wo ein schmaler grauer Kasten hing, dessen kleine Tür er öffnete. Gleichzeitig ging in dem Kasten das Licht an. Es fiel auf eine in den Kasten eingepaßte Schalttafel, über die der Blick des Keepers glitt. So primitiv der Raum auch aussah, in ihm steckte doch eine gewisse Technik.

Ein leises Summen ertönte, und ein Teil der Wand glitt auf im Boden versteckten Schienen zur Seite. Jetzt erst war zu erkennen, daß das Mauerwerk eine Attrappe war.

Dahinter lag ein Raum.

Kein normaler, denn die Kammer wurde von einem düsteren Licht erfüllt. Viel war nicht zu sehen. Den Mittelpunkt des Raumes bildete ein Galgen!

Harry grinste, als sein Blick darauf fiel. Er freute sich darüber, den Galgen wieder sehen zu können und auch die breite Schlinge, die leicht hin und her schwang.

Sie paßte um jeden Hals.

Harry ließ den Bewußtlosen außer acht und betrat die Kammer. Er schaute sich kurz um. Direkt unter der Schlinge war ein Kreis auf den Boden gemalt worden. Die Farbe schimmerte rot wie Blut. Links der

Tür befand sich eine schmale Kommode aus dunklem Holz. Sie besaß zwei Türen. Mehr Einrichtungsgegenstände beinhaltete der Raum nicht.

Harry trat hinter den Galgen und damit an die Winde, durch deren Hilfe er das über Rollen laufende Seil bewegen konnte. Er sorgte stets dafür, daß sie gut geölt wurde und sich leicht bewegen ließ. Auch jetzt probierte er sie durch und grinste diabolisch, als er sah, wie sich die Schlinge schaukelnd senkte.

Ja, es war alles in Ordnung.

Er ging wieder zurück und schaute auf den bewußtlosen Spanier. Es paßte ihm nicht, daß er ihn noch anheben mußte, aber er schleifte ihn in das Verlies mit dem Galgen. Nur Harrys schweres Atmen war zu hören, als er den Bewußtlosen direkt unter der baumelnden Schlinge losließ, so daß dieser auf den Rücken fiel und zunächst einmal liegenblieb. Harrys Augen wirkten plötzlich sehr hell. »Jetzt könnte ich dich aufhängen, aber das werde ich nicht tun. Diese Gnade erweise ich dir nicht.« Wenn man Harrys Pläne kannte, lag in diesem Satz kein Widerspruch!

Der Keeper hatte die Schlinge so weit nach unten fahren lassen, daß er nicht mehr viel Mühe hatte, wenn er sein Ziel erreichen wollte. Er bückte sich und hob den Mann an.

Es zuckte ihm in den Fingern, die Schlinge um den Hals des Spaniers zu legen, doch er beherrschte sich und schlang sie so um den Körper des Mannes, daß seine Achseln in der Schlinge hingen. Er war auch weiterhin bewußtlos, seine Haltung schlaff, er hing in der Schlinge, seine Füße berührten den Boden, doch in den Knien waren die Beine eingeknickt. Harry schaute auf die Uhr. Er rechnete auch nach, wie lange Ramon schon bewußtlos war und kam zu dem Entschluß, daß er wohl zu hart zugeschlagen hatte.

Dagegen gab es ein Mittel.

Harry ging zurück in den Nebenraum und holte aus einer Schublade

ein Flaschen mit Riechsalz. Er schraubte es auf dem Weg in seine Folterkammer auf und hielt dem in der Schlinge hängenden Spanier die Öffnung dicht unter die Nase.

Wenn er genau hinschaute, sah er die dünnen Dämpfe aus der Öffnung steigen.

Lange würde es nicht mehr dauern, dann erwachte der Spanier. Das geschah tatsächlich.

Zuerst zuckten seine Nasenflügel, auch die Wimpern bewegten sich, er öffnete plötzlich die Augen und verzog das Gesicht, weil er Schmerzen spürte.

Harry hatte das Riechfläschen zurückgezogen, damit der andere langsam aus seiner tiefen Bewußtlosigkeit voll erwachte. Sein Blick war noch glasig, der Mund stand offen, er keuchte. Das Zeug aus der Flasche mußte auch seine Stimmbänder malträtiert haben.

»Wieder da?« fragte Harry.

Er bekam keine Antwort.

»Ich habe dich etwas gefragt.« Der Keeper tätschelte die Wangen des Mannes. »Wieso?«

Harry lachte. »Eine dumme Frage.« Er drehte sich wie ein Tänzer, danach schoß sein Arm lanzenartig vor, und der Zeigefinger wies auf Ramons Brust. »Ich habe dich gefragt, ob alles klar ist?«

»Nein, verdammt.«

»Das dachte ich mir.«

Ramon bewegte seine Beine und mußte feststellen, daß er die Füße nicht vom Boden hochbekam. Mit den Spitzen schleifte er immer wieder darüber hinweg.

»Du befindest dich in meiner Gewalt, und der Scheck über fünfzigtausend steckt in meiner Tasche. Du bist am Ende, Ramon, und ich könnte ein Ende machen.«

»Wieso denn?«

»Ganz einfach. Ich brauche nur die Schlinge um deinen Hals zu

legen, und das geht dann so.« Harry trat an die Winde. Eine halbe Umdrehung reichte, um den Spanier anzuheben. Er streckte sich und fing an zu schreien.

Harry hörte auf.

Als er wieder vor ihm stand, jammerte der Mann. Stockend brachte er die folgenden Worte hervor. »Verdammt, was hast du mit mir getan, du Hundesohn? Was willst du?«

»Mehr Freundlichkeit.«

»Was?«

Harry lächelte. »Ich meine, daß du zu dem, in dessen Hand dein Leben liegt, freundlicher sein solltest. Findest du nicht auch?«

»Willst du mich töten?«

»Alles deutet darauf hin.«

Ramon atmete laut. »Aber was habe ich dir getan? Ich... ich habe dir doch nichts getan. Ich bin von dir reingelegt worden, du verfluchter Teufel, du.«

»Teufel ist gut.« Harry lachte wie J.R., wenn ihm ein besonderer Coup gelungen war. »Teufel ist wirklich gut. Weißt du eigentlich, daß er mein Freund ist?«

Ramon verstand nicht so recht. »Wer?«

»Ich meine den Teufel.«

»Hör auf, verdammt. Das sind doch Ammenmärchen. Den Teufel gibt es nicht.«

»Dann schau mal nach unten. Was siehst du da?«

»Meine Füße.«

»Klar, du Hirnie, aber worin stehen deine Füße?«

Er schaute wieder nach unten. Das Bewegen des Kopfes bereitete ihm sichtlich Schmerzen. Harry interessierte das nicht. Er dachte nur an seine Pläne. Die Lampe unter der Decke gab nicht sehr viel Licht. Aber die Beleuchtung paßte zu der unheimlichen Szenerie.

»Was siehst du?« wiederholte der Mann seine Frage.

»Einen Kreis.«

»Richtig.«

Ramon hob den Kopf. »Was bedeutet es?«

Harry gab sich überlegen und ließ sich auch Zeit mit seiner Antwort.

»Dieser Kreis ist eine Abtrennung. Außerhalb befindet sich die normale Welt, in seinem Innern allerdings hat sich eine andere manifestiert, die der Hölle!«

Trotz seiner Schmerzen schaute der Spanier seinen Peiniger an, als hätte er einen Geisteskranken vor sich. »Was soll das denn wieder bedeuten?« fragte er flüsternd.

»Ja, die Hölle.«

Ramon wollte lachen, sah aber in das Gesicht des Keepers und verschluckte diese Reaktion.

Harry wollte seine Worte nicht nur so im Raum stehen lassen, sondern sie auch beweisen. Deshalb ging er einmal um den äußeren Rand des Kreises herum und murmelte Worte, die Ramon zwar hörte, aber nicht begriff.

Ein paarmal kam das Wort Asmodis darin vor, sonst aber nichts. Der andere blieb stehen. »Schau nach unten!« flüsterte er seinem Gefangenen zu. »Los, mach schon!«

Ramon senkte den Blick. Die Stiche in seinem Kopf ignorierte er. Aber er hatte plötzlich den Eindruck, als würden Hände seine Kehle zudrücken, denn unter ihm tat sich etwas.

Der Kreis füllte sich.

Ein Gebilde entstand.

Zuerst war es nicht zu erkennen. Es stieg aus der Tiefe in die Höhe, nahm an Deutlichkeit zu und kristallisierte sich so scharf hervor, daß der Mann es erkennen konnte.

Es war ein häßliches und abscheuliches Gesicht. Eine dreieckige Fellfratze mit leuchtendroten Augen, in denen das düstere Feuer der

Hölle brannte.

Ramon kannte dieses Bild. So wurde nur einer dargestellt. Jemand, der in der Tiefe der Hölle das Sagen hatte, eben der Teufel!

»Siehst du ihn?« fragte Harry flüsternd.

»Ja.«

»Es ist der Satan, Ramon. Mein Freund, hörst du? Der Teufel ist mein Freund, und zwar mein bester.«

Ramon sagte nichts. Er konnte nur das Gesicht anschauen, das so plastisch war, denn es besaß auch Tiefe. Und unter ihm glaubte er, einen Schacht zu sehen, der in eine nicht mehr auslotbare Tiefe führte.

»Was ist das?« ächzte er.

Harry lachte laut. »Die Hölle natürlich. Ich gestatte dir einen Blick in die Hölle.«

Der Gefangene konnte nicht mehr sprechen. Zuviel war in den letzten Minuten auf ihn eingestürmt. Es hatte ihn sogar die Schmerzen im Kopf vergessen lassen.

»Hast du noch nie etwas von der Hölle gehört?« erkundigte sich Harry lauernd.

»Doch, aber...«

»Es gibt kein aber mehr«, sagte der Keeper leise. »Nur noch ein entweder oder.« Er kam noch näher und legte die Hand unter das Kinn seines Gefangenen, so daß er den Kopf ein wenig anheben konnte. »Du mußt dich für einen der beiden Begriffe entscheiden.«

»Und wenn nicht?«

Harry strahlte fast, als er seinen Zeigefinger krümmte und auf die glosende Teufelsfratze deutete, deren Maul sich zu einem breiten Grinsen verzogen hatte. »Wenn nicht, werde ich dich hängend in die Hölle gleiten lassen.«

»Verrückt!«

Ramon hatte das Wort hervorgestoßen. Er sah den anderen nicken.

»Für dich vielleicht, für mich weniger. Für mich ist es eine Realität und längst nicht verrückt. Der Teufel ist mein Freund. Auch unter Freunden gibt es nichts umsonst. Er würde sich auf deine Seele freuen, denn du gehörst zu den Typen, die im Leben fast nur betrogen haben. Du bist nicht positiv und nur von der Sucht beseelt, dein Vergnügen zu finden. Auf so etwas wartet der Teufel nur.« Harry schaute seinen Gefangenen an, der jedoch gab keinen Kommentar. Deshalb sprach der Keeper weiter. »Das war natürlich nur eine Möglichkeit. Möchtest du auch die andere hören?«

»Ja...«

Der Spanier war schon so ziemlich am Ende. Harry nickte. »Bei der zweiten Möglichkeit bleibst du am Leben. Du wirst nur meinen Cocktail zu dir nehmen müssen. Hast du davon schon einmal gehört?«

Ramon hatte Mühe, den schnellen Themen-und Gedankensprüngen zu folgen, deshalb mußte er überlegen, und der andere ließ ihn auch in Ruhe. Tatsächlich hatte der Spanier etwas davon erfahren. Auf einer der wilden Parties, die sie feierten. Wer es ihm erzählt hatte, wußte er nicht. Er hatte die Nacht damals wie in einem Rausch verbracht. Sie hatten getrunken, gekifft, es waren Mädchen dagewesen. Dann war irgend jemand zu ihm gekommen, der von einem Super-Cocktail gesprochen hatte, der alles in den Schatten stellte.

»Nun?«

Auch jetzt hatte der Spanier Mühe, seine Gedanken zu ordnen. Er nickte schließlich und ignorierte dabei seine Schmerzen. »Ja«, erwiderte er schwach. »Ich glaube, mich daran erinnern zu können.«

»Das ist hervorragend.«

»Aber was soll das denn?«

»Ich habe dir doch die Wahl gelassen, mein Freund. Du kannst dein Leben retten.«

Dieser eine Satz stand wie eine Wand. Er hatte sich in das Gehirn des Mannes gebohrt.

Sein Leben retten!

Das war doch etwas. Mochte der Preis dafür noch so hoch sein, er würde den Vorschlag annehmen.

»Für was hast du dich entschieden?« wurde er gefragt.

Ramon öffnete den Mund. »Ich... ich... es bleibt mir wohl nichts anderes übrig.«

»Das ist allein deine Sache.«

»Also gut, ich nehme die zweite Möglichkeit.«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

Der Keeper nickte. »Dann gibt es jetzt kein Zurück mehr für dich.« Er lachte hämisch. »Aber ich kann dich beruhigen. Viele deiner Vorgänger haben sich dafür entschieden. Nur einer nicht. Für dessen Seele hat sich der Teufel sogar bei mir bedankt.« Harry deutete in die Tiefe. »Da lauert er ja.«

»Dann binde mich auch los, verdammt!«

»Nein, Ramon, du bleibst. Ich werde alles für dich regeln.« Harry drehte sich um und ging dorthin, wo die Kommode stand. Er pffte leise vor sich hin, bückte sich und holte aus dem Schrank einen Becher hervor und zwei kleine, braune Flaschen ohne Etikett.

Was sich in den Flaschen befand, wußte wohl nur er oder vielleicht der Teufel. Harry hatte den Becher zwischen die beiden Flaschen gestellt. Er besaß die Größe eines normalen Mixbechers, war auch mit einem Deckel versehen und bestand aus Metall. Harry schraubte den Deckel los, griff zur ersten Flasche, zog den Stöpsel ab und kippte einige Tropfen in den Becher. Mit der zweiten Flasche geschah das gleiche.

Bevor er sich seiner weiteren Tätigkeit zuwandte, verstaute er die kleinen Flaschen wieder im Schrank, drehte sich um und schaute

Ramon an. »Das hier ist die zweite Möglichkeit«, erklärte er mit leiser Flüsterstimme.

»Soll ich das trinken?« Die Stimme des Spaniers klang gequält. Es ging ihm immer schlechter.

»Noch nicht«, erwiderte Harry. »Schließlich habe ich einen Beruf gelernt. Barkeeper müssen etwas können.« Er hatte den Satz kaum ausgesprochen, als er damit begann, die Flüssigkeit in dem Becher zu schütteln.

Er machte es wie ein Profi. Mit der rechten Hand begann er und schüttelte die Mixtur locker aus dem Handgelenk. Wie ein Künstler handhabte er den Becher und behielt ihn nicht allein in der rechten Hand. Er wechselte ihn blitzschnell in die andere, schüttelte weiter, drehte ihn, hielt den Deckel dabei noch zusätzlich fest, und seine Augen bekamen einen fanatischen Glanz.

Ramon konnte den Bewegungen kaum folgen, so schnell wurden sie vor seinen Augen durchgeführt. Ihm blieb allein das Staunen. Zudem fragte er sich, weshalb diese wenigen Tropfen so lange durchgeschüttelt werden mußten. Noch einmal schleuderte Harry den Mixer von einer Hand in die andere, dann ließ er die Rechte sinken.

»Fertig!« sagte er.

Ramon gab keinen Kommentar. Er schaute nur auf den Becher, den Harry locker in seiner rechten Hand hielt. Was sich darin befand, wußte er nicht, aber die Mixtur, davon ging er aus, war wahrscheinlich keine, die man auch in der Bar kaufen konnte.

Harry kam zu ihm. Seine linke Hand legte er auf den Deckel des Bechers. Zuvor hatten sich die Lippen zu einem Lächeln verzogen.

»Gleich ist es soweit«, sagte er, »dann wirst du mehr wissen. Viel mehr, mein Lieber.« Gelassen drehte er den Deckel ab. Er ließ sich Zeit damit, weil er die Spannung erhöhen wollte.

Ramon hatte die Augen weit aufgerissen und stierte auf Hand und Becher. Der Schweiß rann über seinen Rücken. Auf der Brust, dem

Gesicht und der Stirn war er bereits erkaltet.

Dann hatte der andere den Becher offen. Mit einer ruckartigen Bewegung nahm er den Deckel ab, und aus der sich nach oben verbreiternden Öffnung quoll ein rötlicher Qualm mit grünen Fäden darin.

»Voilà!« rief der Keeper. »Das ist er: Harrys Höllen-Cocktail...«

Wir hatten tatsächlich Glück gehabt und bei der Verleihfirma die Auskünfte bekommen, die wir haben wollten. Zwar zierte man sich erst, ich mußte auch den Chef konsultieren, aber der rückte schließlich mit einer entscheidenden Information heraus.

Yves Duce hatte im Kensington Hilton gewohnt, einem der teuren Londoner Hotelpaläste.

Der Chefportier erinnerte sich an mich. Diese Männer haben meist ein hervorragendes Personengedächtnis. Als wir vor der langen und mit Elektronik gespickten Rezeptionstheke standen, flog der Blick des Mannes zufällig in unsere Richtung.

Er sah mich und wurde blaß. »Sollen wir nicht lieber woanders hingehen, Gentlemen?« fragte er sehr höflich.

Ich lächelte schief. »Wenn Sie meinen.«

»Bitte, kommen Sie.«

Das 1000-Betten-Hotel besaß mehrere Restaurants. Unter anderem einen Tudor-Grill und ein japanisches Restaurant. Beide waren von der großen Halle aus zu erreichen. Wir gingen in die kleine Cocktaillounge, wo wir eine Nische fanden, in der wir ungestört reden konnten.

»Es wird doch nicht etwa wieder diesen großen Ärger geben wie damals mit den Pflanzen?« fragte der Hilton-Mann.[\[1\]](#)

»Nein«, erwiderte ich.

Und Bill meinte: »Die sind bereits verdorrt.«

»Ja, Sir, Sie waren ja auch dabei. Aber womit kann ich Ihnen heute

helfen?«

»Es geht um einen Mann, der bei Ihnen gewohnt hat.«

»Ja?«

»Er heißt Yves Duce.«

Der Portier runzelte die Stirn und hob die Schultern. »Sie wissen, wie groß dieses Hotel ist. Warten Sie einen Augenblick.« Er drehte sich um. Hinter ihm stand ein beigefarbenes Telefon. Nur eine Nummer brauchte er zu tippen, dann hatte er die Rezeption und bat um die Unterlagen des Gastes mit dem Namen Duce.

»Es dauert einen Moment«, wandte er sich an uns. »Darf ich Ihnen etwas zu trinken bringen lassen?«

Bill dachte noch immer an den Schock und an seinen Whisky, den er trinken wollte. »Ich nehme einen kleinen Scotch.«

»Sehr wohl. Und Sie, Sir?«

»Gar nichts, danke.«

»Gut.«

Bill bekam seinen Scotch gebracht, trank ihn langsam und bekam wieder Farbe. Auch die Unterlagen wurden uns gereicht. Der Chefportier blätterte sie auf.

»Da ist nicht viel, meine Herren. Mr. Duce ist Italiener. Er ist gestern bei uns abgestiegen, hat sich eine Flasche Chianti aufs Zimmer bringen lassen und ist ansonsten nicht aufgefallen. Mehr kann ich nicht für Sie tun.«

»Sie werden die Rechnung abschreiben müssen«, sagte Bill, als er sein Glas absetzte. »Der Mann ist nämlich tot.«

Ein Chefportier ist durch nichts so leicht aus der Fassung zu bringen, auch bei uns reagierte er gelassen. »Damit hätte ich bei Ihrem Besuch eigentlich rechnen müssen.«

»Das können Sie so sehen«, erwiderte ich.

Der Mann wischte über sein Gesicht. »Tot«, murmelte er. »Dann wollen Sie wohl sein Zimmer sehen.«

»Deshalb sind wir hier.«

»Bitte, kommen Sie mit.«

Wir gingen zu einem der Aufzüge. Die breite Tür stand offen. Der Lift schoß uns hoch in den achten Stock. Als wir dort hielten, ertönte das sanfte Klingeln, die Tür öffnete sich wieder, und wir konnten einen der langen Hotelgänge betreten, in dem ein sandfarbener Teppichboden unsere Schritte dämpfte.

Der Portier trug den Generalschlüssel stets bei sich. So konnte er jedes Zimmer betreten.

Ob Hilton, Interconti oder Hyatt, die Zimmer ähnelten sich. Es war der gehobene Standard.

Das Zimmer war aufgeräumt und blitzsauber.

»Bitte, meine Herren, schauen Sie sich um.«

Ich sah keine Veranlassung, den Portier wieder wegzuschicken. Er blieb an der Tür stehen und schaute uns zu.

Wir fanden nicht viel. Mich wunderte nur, daß die Bibel auf der zweiten Hälfte des Doppelbetts lag. Duce schien darin gelesen zu haben, um sich Mut zu machen.

Bill öffnete den dunkelbraunen Einbauschränk. »John, da steht sein Koffer.«

»Hol ihn raus.«

Mein Freund legte ihn aufs Bett.

Ich schaute inzwischen in den offenen Schränk. Auf einigen Bügeln hingen mehrere Anzüge, ein Mantel und ein rotweiß gestreiftes Hemd. Zielsicher durchsuchten meine Hände die Taschen. Ich fand aber nichts. Bill hatte mittlerweile den Koffer geöffnet. Als ich mich umdrehte, lachte er leise.

»Was hast du?«

»Schau dir das an, John. Der hat nicht vorgehabt, lange bei uns zu bleiben.«

In der Tat. Der Koffer enthielt nur seidene Unterwäsche, ein Buch

über Tennis und einen Stadtplan von Cannes. Ich schlug das Buch auf und schaute mit die Seiten an. Keine Notizen. Ich legte das Buch weg, nahm den Stadtplan und faltete ihn auseinander. Ein roter Punkt markierte einen Ort.

Ich machte Bill aufmerksam. »Du treibst dich doch in aller Welt herum, Alter. Weißt du zufällig, was dort liegt?«

»Nein.«

»Vielleicht ein Hotel.«

»Möglich.«

»Weshalb hat er es umrandet?«

»Wenn er dort wohnte...«

Ich hob die Schultern. »Das reicht mir nicht ganz als Antwort«, sagte ich.

»Weißt du eine bessere?«

»Nein.«

»Wenn ich mal etwas sagen darf, meine Herren«, meldete sich der Chefportier. »Mir ist soeben etwas eingefallen. Ich glaube, daß ich Mr. Duce am vergangenen Abend in Begleitung einer sehr hübschen Frau gesehen habe.«

»Hier im Hotel?« fragte ich.

»Ja, sie blieben auch und wollten wohl in den Tudor-Grill. Wenn ja, muß er dort die Rechnung sofort beglichen haben, sie fand sich nämlich nicht in den Unterlagen.«

»Wissen Sie, ob die Frau auch hier gewohnt hat?«

»Da müßte ich nachfragen lassen.«

»Das wäre nett.«

»Warten Sie hier, ich bin gleich wieder da.« Er drehte sich um und ging zur Tür. Wir hörten noch seine Schritte und auch, wie er die Tür öffnete. Danach vernahmen wir einen überraschten Laut, einen Fall, und als wir uns umdrehten, schauten wir direkt in die Mündung einer Beretta. Gehalten wurde die Waffe von einer entschlossen und

irgendwie wild aussehenden Frau...

Harrys Höllen-Cocktail!

Der Name stand im Raum und war auch nicht mehr wegzudenken. Jetzt endlich wußte der Spanier auch, wofür er sich entschieden hatte. Er senkte den Kopf und schaute in den Becher, in dem die Flüssigkeit durch das Schütteln aufgeschäumt war.

Bis zur Hälfte war sie hochgestiegen. Sie brodelte und zischte, der Rauch zog träge in die Höhe und verteilte sich vor dem Gesicht des Gefangenen.

»Alles klar?« fragte Harry und lächelte wieder gemein.

»Fast«, krächzte Ramon.

»Was ist noch unklar?«

»Soll ich das Zeug trinken?«

Harry legte den Kopf zurück. Er riß den Mund auf und begann laut zu lachen. Dabei konnte er sich kaum halten und hätte sich fast noch verschluckt.

»Ich... ich habe doch nur gefragt...«

»Ja«, bestätigte Harry, »ja, du hast nur gefragt. Aber so eine dumme Frage habe ich noch nie in meinem Leben gehört, verstehst du?«

Ramon schwieg.

»Natürlich wirst du ihn trinken. Du hast dir die zweite Möglichkeit ausgesucht.«

»Und damit vergiftest du mich!« Der Spanier schrie den anderen an. Er bäumte sich hoch, weil er plötzlich so etwas wie Kraft bekommen hatte und stierte in das Gesicht seines Peinigers.

»Vergiften? Du Idiot. Ich will dich doch nicht vergiften. Habe ich dir nicht versprochen, daß du leben wirst?«

Zuerst begriff Ramon nicht. Schließlich hob er seinen Kopf wieder an.

»Leben?« hauchte er. »Ja, leben.«

»Aber wie?«

»So wie jetzt. Du hattest doch die Wahl zwischen Tod und Leben gehabt. Nun wirst du leben, so wie ich es dir versprach. Mehr brauche ich dazu nicht zu sagen.«

Ramon lachte. Zuerst leise, dann immer lauter, schließlich krächzte er aber nur noch. »Was ist, wenn ich den Becher geleert habe?«

»Dann kannst du gehen.«

»Wohin?«

»Das ist mir egal.«

»Dann läßt du mich laufen, obwohl ich...«

»Ja, ich lasse dich laufen. Trotz der vielen Arbeit, die ich mit dir gehabt habe.« Harry trat sehr nahe an den Spanier heran. Eine Hand hatte er frei. Er griff zu und hievte den Mann aus der Schlinge. Da sich Ramon nicht auf den Beinen halten konnte, schleifte Harry ihn an die Wand neben der Kommode. Dort fand Ramon den Halt, den er brauchte. Harry stellte den Mixbecher neben ihn auf die Kommode.

»Mein Höllen-Cocktail, für dich allein gemixt. Du wirst den Becher nehmen und ihn leeren.« Mit zwingendem Blick schaute der Keeper seinem Opfer dabei in die Augen. Ramon nickte. Sein Gesicht glänzte, und der Strom aus Schweiß hörte nicht auf. Er strömte nach wie vor aus den Poren, floß an den Wangen entlang, erreichte die Mundwinkel, hatte auch von den Brauen nicht mehr aufgehalten werden können und war in die Augen gelaufen, wo er biß und kratzte, denn Ramon mußte stark zwinkern.

»Na los!« Harry forderte ihn mit kalt klingender Stimme auf. Der Spanier streckte die Hand aus und griff nach dem Becher. Er umklammerte ihn mit seiner schweißnassen Linken.

»Halt ihn fest!« zischte Harry.

Jetzt griff er mit beiden Händen zu, er zitterte trotzdem, als er ihn anhob und zum Mund führte. Sehr langsam tat er dies, als hätte er noch immer nicht begriffen, daß er es war, der den Becher bis zum Grund leeren mußte.

»Der Cocktail schmeckt ausgezeichnet!« lobte Harry sein Getränk.
»Du wirst dich wundern.«

»Ja, ja...« Der Becherrand erreichte die Unterlippe des Spaniers. Ramon hatte sich über die Wärme des Metalls gewundert und schaute nun direkt auf die Oberfläche der brodelnden Flüssigkeit, deren Farbe dunkel war und auch an Blut erinnerte wie der gezeichnete Kreis auf dem Boden.

Der Rauch stieg an den Innenwänden des Bechers in die Höhe, verteilte sich nahe der Öffnung und stieß in die Nasenlöcher des riechenden Mannes. Er ekelte sich vor dem Geruch. Genau konnte er ihn nicht identifizieren. Schwefel und streng riechendes Tierblut schienen sich zu einer Mischung vereinigt zu haben.

»Trink! Trink, mein Junge!« Die Stimme des Mixers klang drängend und gleichzeitig wütend. »Wenn nicht, wirst du in den Kreis gehen müssen, dann kann dich die Hölle verschlingen. Aber so bleibst du am Leben.« Er kam vor und stellte sich so hin, daß der Spanier ihn auch sehen konnte. Der Rauch verzerrte das Gesicht des Mixers, so daß es fast schon so aussah wie eine Höllenfratze.

Ramon überwand auch seine letzte Hemmschwelle. Er kippte den Becher, öffnete den Mund, und die Flüssigkeit rann wie dicker Sirup über seine Lippen in den Rachen hinein, wo er dann automatisch schlucken mußte, denn ausspeien konnte er sie nicht mehr.

Der Höllendrink schmeckte nicht einmal schlecht. Leicht süßlich und gleichzeitig auch bitter. So ähnlich wie ein Magenlikör. Nur daß dieses Zeug warm war, paßte ihm nicht und daß er nicht wußte, woraus es gemixt worden war.

»Bis zum letzten Tropfen wirst du ihn leeren müssen«, sagte Harry.
»Bis zum letzten Tropfen.«

Ramon nickte und trank. Er schluckte weiter, er trank, er leckte sogar noch einen über den Rand gelaufenen Tropfen ab und ließ den Becher erst dann sinken.

Mit einem gezielten Griff nahm der andere ihm das Gefäß aus der Hand.

»So«, sagte er, »das genau war es. Das habe ich von dir erwartet, weil du dich für die zweite Möglichkeit entschieden hast.« Er begann leise zu lachen, bevor er fragte: »Wie fühlst du dich denn?«

Ramon keuchte und mußte sich die Hand vor den Mund halten. Er holte ein paarmal tief Luft, bevor er eine Antwort geben konnte. »Gar nicht mal so schlecht.«

»Das kann ich mir vorstellen. Die Hölle ist oft süß. Weißt du eigentlich, welche Eigenschaften ich meinem Drink gegeben habe?«

»Nein.«

»Dann will ich es dir sagen.« Bei jedem Wort, das folgte, schnickte er mit den Fingern. »Explosiv, dämonisch — tödlich...«

Ramon spürte, daß es ihm besser ging und er auch wieder die Kraft bekam, über das Gesagte nachzudenken. Er wiederholte die Worte, vor allen Dingen das letzte. »Tödlich...?«

»Ja.«

»Wieso? Du hast mir gesagt...« Mit einer Handbewegung schnitt Harry ihm das Wort ab.

»Nichts habe ich gesagt, obwohl ich dir einige Erklärungen gab. Der Cocktail läßt dich am Leben, und er ist trotzdem tödlich.«

»Ich verstehe nicht.«

»Er hat dich zu einem Diener gemacht.«

»Von dir?« fragte Ramon erstaunt.

»Auch, aber du dienst dem Teufel. Du bist, nach Einnahme des Höllen-Cocktail eine lebende Zeitbombe. Das heißt, du kannst, wenn du Pech hast, jeden Augenblick explodieren. Deshalb das Wort explosiv. Dämonisch ist der Trank selbst, und tödlich wird er für dich sein, wenn du unseren Befehlen nicht folgst. Klar — oder?«

Ramon nickte, obwohl er nichts verstand. »Wie geht es denn jetzt weiter?«

»Für dich bleibt alles beim alten. Nein, nicht ganz«, verbesserte sich der Mixer. »Du wirst die Welt mit anderen Augen sehen. Du wirst sie erleben. Der Genuß des Cocktails eröffnet dir andere Dimensionen. Du lernst das Gefühl einer Macht kennen, die man mit Geld nicht kaufen kann. Eine Macht und eine Stärke, wie sie dir nur die Hölle geben kann. Der Trank hat dich gestärkt. Jeder, der ihn bisher zu sich genommen hat, erfreut sich bester, höllischer Gesundheit. Und du bist damit in eine Gemeinschaft aufgenommen worden, die sich hier in Cannes etabliert hat. Wir nennen uns ganz einfach Höllenbrüder.«

Ramon nickte. Er fand es plötzlich nicht mehr so schlimm, daß er den Trank zu sich genommen hatte. Im Gegenteil, es gefiel ihm plötzlich. »Und wie finde ich die Brüder?«

»Ihr werdet euch ansehen und euch erkennen.«

»Was tun wir?«

Harry lächelte wieder. »Zuerst nur abwarten und schauen. Der Sommer steht vor der Tür. Cannes und die Côte werden bersten. Leute mit Geld kommen her. Der Jet-set, der Adel, die alle wollen sich vergnügen, sie alle sind satt und einem außergewöhnlichen Abenteuer nicht abgeneigt, verstehst du? Deshalb werden auch sie sehr empfänglich für meinen Cocktail sein. Ihr, die ihr schon zum Kreis der Höllenbrüder gehört, sollt ihnen den Mund wäßrig machen, damit auch sie meinen Cocktail probieren können. Das ist alles.«

Seit langer Zeit schaffte der Spanieres wieder, einmal richtig zu lächeln.

»Tatsächlich?«

»Ja.«

»Dann habe ich ja ausgezeichnet gewählt.« Diesmal grinste Harry vor seiner Antwort. »Das, mein Höllenbruder, wird sich noch herausstellen...«

Bill und ich hoben die Arme. Es ist immer besser, wenn man erst einmal das versucht, damit der andere sieht, daß man ihn nicht überrumpeln will.

Und die Frau kannte sich aus. Sie tat zwei Schritte zur Seite, ohne uns aus den Augen zu lassen. Außerdem wollte sie von der Tür wegkommen. In den Gang rief sie hinein. »Kommen Sie, Mann, ich habe die beiden vor der Mündung. Sie wollen doch bestimmt nicht, daß ich Ihre beiden Freunde erschieße?«

»Nein, nein, ich komme.« Die Stimme des Portiers klang gepreßt.

Als er über die Schwelle trat, taumelte er, hielt sich den Kopf, und vinterhalb des Handballens sah ich einen dünnen Streifen Blut hervorrinnen.

Ich schaute mir die Frau an. Sie war teuer gekleidet. Der rote, dünne Ledermantel stand offen. Darunter trug sie einen engen schwarzen Rock, der oberhalb der Knie endete und die moderne Länge aufwies. Der Pullover zeigte Tiermotive und war mit Perlen bestickt worden. Sie befanden sich in den Augen der Tiere.

Das rötlichblonde Haar war zu einer Sturmfrisur geschnitten worden. Sehr strähnig und sehr leicht. Ihr Gesicht war schmal, wie auch die Nase und der Mund. Die Augen besaßen einen aufmerksamen und lauernden Ausdruck. Sie zeigten aber auch eine gewisse Entschlossenheit, die mich vorsichtig werden ließ.

Der Portier hatte sich neben dem Fernseher in einen Sessel fallen lassen. Er schaute uns vorwurfsvoll an, aber wir kümmerten uns nicht um ihn, die Frau war wichtiger.

Bill übernahm das Wort. »Sie waren also mit Yves Duce zusammen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und jetzt suchen Sie ihn.«

»Auch das.«

»Sie werden nichts mehr von ihm finden«, erklärte Bill.

»Wieso?«

»Es gibt ihn nicht mehr!«

Sie wurde blaß. Für einen Moment lief ein Zittern durch ihren Waffenarm, und ich rechnete schon damit, daß sie abdrücken würde, dann hatte sie sich wieder gefangen, holte durch die Nase Luft und nickte zweimal.

»Also gut«, sagte sie. »Also gut, dann ist es eben passiert. Und Sie werden wohl daran die Schuld tragen. Ich habe versprochen, auf ihn zu achten, das ist nun vorbei, aber ich muß mein zweites Versprechen einlösen.«

»Das Mord lautet?« fragte ich.

»Sie sehen es so. Ich aber anders.«

»Und wie?«

»Lassen wir das«, erklärte sie. »Sie können bestimmen, wen ich zuerst erschießen soll.«

»Wenn Sie abdrücken«, sagte ich, »müssen Sie einen Polizistenmord in Kauf nehmen.«

Dieser eine Satz schockte sie. Zuerst wurde sie bleich, dann rot, schließlich schüttelte sie den Kopf und sagte mit spröder Stimme: »Ich kann Ihnen nicht glauben.«

»Darf ich es beweisen?«

Sie überlegte und wurde immer nervöser, was mir persönlich überhaupt nicht gefiel, denn solche Menschen reagieren überhastet, und wie leicht konnte eine Waffe dabei losgehen?

»Ja, aber vorsichtig.«

»Natürlich, Madam, ich bin nicht lebensmüde.«

Bill blieb steif neben mir stehen, während ich über den Dialekt der Frau nachdachte. Sie war keine Engländerin und mußte aus Frankreich stammen, denn der Akzent war unverkennbar.

In französisch war auch das Buch über Tennis geschrieben

gewesen, das im Koffer lag.

Das traf sich also...

Ich hatte meinen Ausweis mittlerweile hervorgezogen und hielt ihn zwischen zwei Fingern fest.

»Werfen Sie ihn mir vor die Füße und legen Sie sich selbst auf das Bett. Aber bäuchlings.«

Das taten wir auch. Die Köpfe hatten wir zueinander gedreht. Ich sah Bills Grinsen, gab aber keinen Kommentar.

Dafür hörten wir hinter uns die Geräusche. Die Frau bewegte sich und hob den Ausweis hoch.

Sie las, atmete laut, mir dauerte es zu lange, so daß ich fragte: »Dürfen wir wieder aufstehen, bevor wir hier einschlafen?«

»Natürlich.« Ihre Stimme klang jetzt gepreßt. Als wir standen, hatte sie die Waffe sinken gelassen. Die Frau lehnte an der Wand und weinte. Ich trat zu ihr. Sie wehrte sich nicht, als ich ihr die Beretta abnahm und selbst einsteckte. Ich faßte sie an den Schultern, drehte sie herum und drückte sie auf das Bett.

»Bitte, ruhen Sie sich aus, Madam.«

Apathisch schaute sie auf ihre Knie, während ihre Schultern zuckten, weil sie fast lautlos weinte.

Ich ließ sie in Ruhe und kümmerte mich um den Chefportier, der im Bad verschwunden war. Als ich es betrat, schluckte er eine Tablette. Auf seiner kleinen Wunde klebte ein Pflaster.

»Geht es?« fragte ich.

»Ja. Aber eines sage ich Ihnen, Mr. Sinclair. Ich werde Sie nie mehr begleiten, auch wenn die Sache noch so harmlos aussieht.«

»Kann ich verstehen. Wollen Sie gegen die Frau Anzeige erstatten?«

Er überlegte und meinte dann: »Wenn Sie schon so fragen, sind Sie bestimmt dagegen.«

»Sagen wir so: ich bin nicht dafür.«

»Eben.« Er trocknete seine Hände ab, die naß geworden waren.

»Dann lasse ich es bleiben.«

»Danke.«

»Und Sie kommen allein zurecht?«

»Natürlich.«

Er ging. Ich war froh, daß er keinen Schadensersatz verlangte und ging wieder in den Raum zurück. Dort warteten Bill und die Frau. Sie hatte sich wieder einigermaßen beruhigt und schnäuzte ihre Nase, als ich das Zimmer betrat. Bill saß neben dem schmalen Schreibtisch. Beide Personen schauten mich an, und die Frau begann zu sprechen.

»Ich möchte mich für mein Benehmen entschuldigen, aber ich sah einfach keine andere Möglichkeit mehr. Wenn ich gewußt hätte, daß einer von Ihnen Mr. Conolly ist, wäre das nicht passiert.«

»Wir haben es vergessen«, erklärte ich, »und der Chefportier ebenfalls.«

»Da bin ich froh.«

»Aber nun sagen Sie uns bitte, wer Sie sind.« Ich setzte mich zu ihr auf das Bett.

»Mein Name ist Germaine Gradie. Von Beruf bin ich Direktrice, Sekretärin, Modell, Ratgeberin, eigentlich so etwas wie ein Mädchen für alles.«

»Bei Yves Duce?«

»So ist es.«

»Er lebt tatsächlich nicht mehr«, sagte ich. »Vor unseren Augen ist er explodiert.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich... ich kann es einfach nicht glauben, Mr. Sinclair.«

»Leider ist es eine Tatsache.«

»Wie konnte das geschehen? Welchen Grund soll es dafür gegeben haben?« Die Frau war ratlos. »Könnten Sie uns das nicht besser

sagen?«

»Wieso?«

»Sie waren mit ihm zusammen.«

»Das stimmt.«

»Und Sie kannten sicherlich auch sein Privatleben - oder etwa nicht?«

»Sehr gut sogar. Deshalb hat er mich ja mitgenommen. Bon«, sie nickte.

»Er fragte mich des öfteren um Rat. Zudem war er in eine Sache hineingerutscht, die er nicht richtig überblickte. Was es genau war, weiß ich auch jetzt nicht. Er kam eines Tages zu mir und hatte schreckliche Angst. Yves faselte etwas vom Teufel, der Hölle und noch einige andere Dinge, aus denen ich nicht schlau wurde.«

»Kam er auf Einzelheiten zu sprechen?«

»Nein.«

»Sie haben auch nicht gefragt?« wollte Bill wissen.

»Doch, aber er zeigte sich sehr verstockt. Sonst hatte er immer Vertrauen zu mir, bei diesem Thema wollte er mich nicht mit Einzelheiten belasten. Er bat mich nur, ihn nach London zu begleiten, wo er Sie, Mr. Conolly, treffen wollte. Ihre Frau hatte mal in die Modebranche einsteigen wollen, und das hat sich herumgesprochen. Es ist auch bekannt, daß Sie ungewöhnlichen Fällen positiv gegenüberstehen und schon selbst einiges erlebt hatten. Yves Duce sah darin die einzige Chance, noch etwas zu retten.«

Ich meldete mich wieder zu Wort. »Wenn ich Sie also richtig verstanden habe, Miß Gradie, so ist Ihr Chef da in eine gefährliche Sache hineingeraten, die man mit dem weiten Begriff der Schwarzen Magie umschreiben kann. Oder?«

»Da gebe ich Ihnen recht.«

»Sie kennen wirklich keine Details?«

»Es war ja nichts aus ihm herauszubekommen.« Sie wurde plötzlich

rot im Gesicht. »Einmal bin ich ihm gefolgt. Er ging da auf eine Yacht und wurde von einer verummten Gestalt empfangen, die ihn mit einem Bruderkuß begrüßte. Ich hörte, wie davon gesprochen wurde, daß der Satan ein Opfer braucht. Das hat mich so geschockt, daß ich einfach weggelaufen bin. Verschwunden.«

»Wo war das?«

»In Cannes.«

»Also doch«, sagte Bill.

»Wie meinen Sie?«

»Wir fanden in seinem Koffer einen Stadtplan von Cannes und eine Stelle rot eingerahmt. Warten Sie, ich zeige sie Ihnen.« Bill holte den Stadtplan hervor, faltete ihn auseinander und wies mit dem Zeigefinger auf die Stelle.

Germaine Gradie beugte sich darüber, »ja«, sagte sie. »Den Ort kenne ich.«

»Ist es ein Hotel?«

»Nein, aber eine Bar.«

»Ach so.« Bill faltete den Plan wieder zusammen.

Ich wollte noch mehr wissen. »Sind Sie auch in der Bar gewesen, oder wissen Sie etwas darüber?«

»Ich war zweimal dort. Der Star-Keeper heißt Harry. Man nennt ihn auch den Cocktail-oder Longdrinkkönig der Côte d'Azur. Bei Harry Stammgast zu sein, das heißt auch in zu sein. Sie wissen ja, wie dies in den Kreisen so geht. Aber Yves ist tot«, erklärte Germaine. »Daran können wir nichts ändern. Wie kam er um?«

Sie hatte die Erklärung schon bekommen, ich gab sie ihr trotzdem noch einmal, obwohl mir die Antwort wirklich nicht leichtfiel. Ich berichtete von unserem Treffen und auch davon, wie der Mann aus dem Wagen »gestiegen« war.

»Dann löste er sich auf.«

Sie schüttelte den Kopf. »Wie?«

»Ganz einfach. Er explodierte, er war nicht mehr da. Nichts von ihm, keine Schuhe, kein...«

»Hören Sie auf!« rief sie laut, sprang hoch und preßte die Hände gegen die Ohren. Die Geste wirkte zwar schauspielerisch, ich konnte mir jedoch vorstellen, daß sie echt war. Langsam sank sie wieder auf das Bett zurück.

Ich starrte sie an. Germaine schluckte einige Male, sie räusperte sich auch, aber sie brachte einfach kein Wort hervor. Meine Erklärung hatte sie zu sehr geschockt.

»Haben Sie mit einem solchen Ende gerechnet?« erkundigte sich Bill mit leiser Stimme.

Germaine hob die schmalen Schultern. Das Leder ihres Mantels knarrte leise. »Was heißt damit gerechnet?« fragte sie leise. »Ich kann Ihnen da keine konkrete Auskunft geben, aber es ist schon schlimm gewesen, und er hatte recht.«

»Inwiefern?«

»Tja«, sagte sie und nickte gedankenverloren. »Wenn ich das so genau wüßte und auch erklären könnte. Aber er hat mir einmal gesagt, daß etwas Gefährliches in ihm wäre. Es würde in seinem Innern liegen und schlummern, aber es brenne gleichzeitig eine Lunte, an die nur eine Zündschnur gehalten werden muß, um alles hochgehen zu lassen. Ich glaube«, jetzt flüsterte sie, »das hat er wörtlich gemeint.«

»Da kann ich nicht widersprechen«, sagte Bill.

Germaine verengte die Augen. »Sie sind also gezwungen, einen Mörder zu finden, der andere Menschen beseitigt, ohne daß etwas von ihnen zurückbleibt.«

»So ist es«, bestätigte ich.

»Wo wollen Sie damit anfangen, Mr. Sinclair?«

»Wir haben es hier im Hotel versucht.«

»Erfolglos, wie mir scheint.«

»Nicht ganz«, schränkte ich ein. »Schließlich sind wir uns begegnet, Miß Gradie.«

Sie winkte ab. »Das bringt nicht viel.«

»Ich meine doch.«

Germaine und Bill schauten mich an. Sie bekamen ihre Erklärung. »Sie haben uns praktisch auf die Spur nach Südfrankreich gebracht. Cannes ist meiner Ansicht nach genau die Stätte, in der wir weiterforschen sollten.«

»Meinen Sie?«

»Ja. Sie selbst kommen daher. Dort haben Sie Ducces Veränderung miterlebt.«

»Das ist wahr«, murmelte sie.

»Und deshalb wird uns die Reise auch nach Cannes führen.« Bill grinste bei seinen Worten. Für ihn stand natürlich längst fest, daß er mitfahren würde.

»Wie wollen Sie denn da vorgehen?« fragte Germaine. »Sie haben keine...« Die Frau geriet ins Stottern.

»Ich habe eine Idee!« Bill sprang hoch und schnickte mit den Fingern, als hätte er die Erleuchtung seines Lebens bekommen. »Cannes ist das Mekka der Playboys und...«

Ich unterbrach ihn. »Sag bloß, du willst dort als Playboy auftreten, Alter?«

Erstaunt blickte er mich an. »John, nicht nur ich, wir beide werden einen draufmachen und die Puppen tanzen lassen.«

»Und Sheila, deine Frau?«

»Hat für so etwas Verständnis. Außerdem soll es ja nicht ausarten.«

Ich war skeptisch, hob die Schultern und dachte daran, daß es mit dem Playboy-Leben wohl nicht viel werden würde...

Drei Tage tat sich nichts.

Am vierten Tag auch nicht, und so wurde ich allmählich sauer.

Zudem war das Wetter nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Kein toller Frühling, zwar wärmer als in London, aber der Wind wehte doch ziemlich kalt.

Bill Conolly hatte alle Register gezogen, um das Leben eines Playboys glaubwürdig zu gestalten. Sogar eine Yacht hatte er gemietet. Sie lag im Hafen und konnte sich neben den anderen durchaus sehen lassen. Es gab schon die ersten Cliquen.

Das waren zumeist diejenigen, die direkt aus dem Schnee an die Küste gekommen waren, um weiterzufeiern. Für uns allerdings war es schwer, dort Kontakte zu knüpfen, denn Engländer wurden nur akzeptiert, wenn sie bekannte Filmschauspieler waren oder einen Spleen hatten. Vielleicht hatten wir einen Spleen. Es war hart. Nicht einmal zu einer Fête wurden wir eingeladen.

Natürlich waren auch die Mädchen da, halbnackt lümmelten sie am Strand, warteten auf die Sonne und ihre Märchenprinzen. Die schielenden Blicke über die Ränder der Sonnenbrillen hinweg sagten eigentlich genug, doch wir ließen uns davon nicht beeindrucken, obwohl es aus Tarnungsgründen vielleicht besser gewesen wäre. Kontakt hielten wir auch mit Germaine Gradie. Sie wollte uns sofort Bescheid geben, falls sich in der Szene etwas änderte oder sich neue Perspektiven ergaben.

Die letzten drei Tage waren ähnlich abgelaufen. Germaine hatte auch keinen aus der früheren Clique ihres Chefs entdeckt, an der Küste schien das große Abwarten begonnen zu haben.

Zweimal waren wir auch bei Harry gewesen und hatten ihn nicht angetroffen. Er machte Urlaub, wurde uns gesagt. Die Bar hatte geschlossen, die wurde renoviert.

Am Nachmittag des vierten Tages, wir befanden uns auf der gemieteten Yacht und hingen an Deck in den Liegestühlen, hörten wir die Schritte einer Frau.

Germaine betrat das Deck. Sie trug ein enges Kostüm mit breiten

Schultern. Der Rock zeigte hohe Schlitzze. Auf den Revers der tiefblauen Jacke schimmerte Straßschmuck.

»Sie scheinen ja müde zu sein«, begrüßte sie uns.

»Das macht wohl das Wetter«, erwiderte ich und drückte mich hoch. »Gibt es eine Spur?«

»Weiß ich nicht.«

»Aber so etwas Ähnliches?«

»Kann sein.«

Bill schenkte Kaffee aus der Warmhaltekanne ein. Wir blieben an Deck und setzten uns um einen schmalen Tisch. »Ich habe sie gesehen«, sagte Germaine und trank.

»Wen?«

»Claudine Schnaubert.«

»Ach«, sagte Bill.

Ich fragte: »Wer ist das?«

Germaine setzte die Tasse ab. »Ein junges Mädchen. Yves hatte an ihr einen Narren gefressen. Er war mehr als zwei Wochen mit der Kleinen zusammen, das ist für die Gegend hier schon eine unwahrscheinlich lange Zeit, können Sie mir glauben.«

»Und wo haben Sie diese Claudine gesehen?«

»Auf der Yacht eines Spaniers. Damals war er gerade geschäftlich unterwegs.«

»Das heißt«, resümierte ich. »Für uns wäre der Weg zum Schiff frei.«

Germaine nickte. »Das sehe ich auch so.« Sie schaute auf die Uhr. »Für Cannes ist es noch ziemlich früh. Wir werden sie finden.«

Ich schleuderte den Rest des Kaffees über Bord. »Und wer ist diese Claudine?«

»Ein Partygirl. Nichts Besonderes. Sie kennen doch diese Sorte Mädchen. Mal in Ibiza, dann wiecier in Monaco, St. Moritz oder an der Côte d'Azur. Das geht quer durch.«

»Kennen oder kannten Sie Claudine Sthnaubert näher?«

»Nein.« Sie lachte. »Ich habe mich nie für die Gespielinnen meines Chefs interessiert. Er war auch bi, wissen Sie. Trotzdem sind wir beide sehr gut miteinander ausgekommen.«

Sie nahm einen flachen Stein hoch und schleuderte ihn ins Wasser. Dabei drehte sie sich um. Wahrscheinlich sollten wir ihre Tränen nicht sehen. Germaine litt. Das hier war Erinnerung an ihren Chef. Er hatte oft und länger in Cannes gelebt und Germaine stets mitgenommen.

Wir verließen die Yacht. Über den Steg gingen wir an Land. Die breite Promenade wurde von zahlreichen Geschäften und Bars flankiert. Es gab auch aufgemalte Parktaschen, kleine Grüninseln. Der Hotel-Strand begann erst ein Stück weiter.

Auch Harrys Bar war zu sehen. Gegen Abend würde sie öffnen. Noch sah die Fassade traurig aus.

Dieser Fall fiel aus dem Rahmen. Bisher hatten wir unsere Gegner noch nicht kennengelernt. Es waren auch keine Vampire oder Werwölfe, sondern Wesen, die irgendwie im Hintergrund lauerten. Möglicherweise hatte wieder einmal Asmodis seine Hand mit im Spiel. Vielleicht wußte dieses Mädchen ja mehr.

Der Wind brachte Fischgeruch mit. Mal war der Himmel klar, dann kam auch die Sonne durch und schien uns in den Nacken. Wir trugen relativ leichte Kleidung, vor allen Dingen hell. Weiße Hosen, die entsprechenden Hemden und Windjacken. Auf einer Mauer hockten Einheimische und starrten in den Tag. Auch sie warteten auf Touristen. In manchen Lokalen herrschte bereits Betrieb. Da saß man auch schon draußen an den rüden Bistrotischen und schaute zu, wer vorbeiging.

Auch das Hafenwasser dünte leicht. Es bewegte die Schiffe, die mit ihren Bordwänden aneinanderrieben. Diese Geräusche begleiteten uns auf dem Gang zu unserem neuen Ziel.

Die Yacht hieß »Carmen« war sehr schnittig und schneeweiß.

»Und Sie wissen nicht, wem Sie gehört?« fragte Bill.

»Einem Spanier. Er heißt Ramon. Macht in Olivenöl. Der ist schon lange Gast an der Côte.«

Leergefegt lag das Deck. Eine Fahne bewegte sich träge im Wind. Es sah so aus, als wollte sie den Mast umarmen. Die Aufbauten ragten vor uns auf.

»Kennt Claudine Sie?«

»Ja, Mr. Sinclair.«

»Dann gehen Sie lieber vor.«

Geschickt sprang Germaine Gradie an Deck. Man sah ihr an, daß sie dies nicht zum erstenmal tat. Sie blieb für einen Moment stehen und schaute sich um.

»Hoffentlich ist sie nicht verschwunden«, befürchtete Bill.

»Die nicht!«

Wir betraten den Salon. Ein typischer Geruch traf unsere Nasen. Die Mischung setzte sich aus Leder, Holz und Messingputzmittel zusammen und aus Parfüm, denn damit hatte sich die Person eingesprüht, die an der Bar saß, sich mutterseelen allein vorkommen mußte und ein beschlagenes Champagnerglas in der Hand hielt.

Sie hatte uns kommen gehört, drehte sich aber nicht um, sondern sagte:

»Wer immer ihr seid, kommt rein, und leistet mir Gesellschaft. Ich habe keine Lust, allein zu trinken.«

»Hallo Claudine.«

Erst als sie Germaines Stimme hörte, drehte sie sich um. »Ach, du bist es«, sagte sie.

»Weiß die Kleine, was mit Duce geschehen ist?« fragte ich flüsternd.

»Nein. Für sie ist er auf einer Geschäftsreise.«

»Das ist günstig.«

Claudine Schnaubert war Mitte Zwanzig, schlank und langbeinig. Das braune Haar trug sie lockig. Ihr Gesicht war hübsch, das Lächeln schon profihaft, aber die Augen blickten müde. Wahrscheinlich mußte man schon etwas Besonderes bieten, um sie zum Lachen zu bringen. Als Ohrringe baumelten zwei grüne Dreiecke, die Lippen waren ebenfalls in diesem Farbton geschminkt, der sich auch als Lidschatten wiederfand. Modeschmuck klimperte auch an ihren Handgelenken. Sie hatte an der Bar gesessen, wo noch Hocker frei waren, aber wir nahmen auf einer gepolsterten Sitzbank Platz.

»Kommst du auch?« fragte Germaine.

»Warum?«

»Wir wollten mit dir reden.«

Sie verzog die Lippen. »Nicht feiern?«

»Vielleicht später.«

»Okay, ich bin ja nicht so.« Sie rutschte vom Hocker. »Ihr seht ziemlich lahm aus, Freunde. Macht ihr hier keine Schau?«

»Die haben wir hinter uns, Süße. Jetzt suchen wir Nachschub für die zweite Premiere.«

»Und ich soll dabei sein?«

»Wenn du willst.«

Claudine setzte sich neben Bill auf die Lehne. »Dann mußt du aber schon sehr brav sein und mit einem feurigen Spanier zurechtkommen. Ramon ist manchmal sehr eifersüchtig.«

»Gehörst du nicht zu Yves?«

»Der ist doch weg.«

»Und warten kannst du nicht?«

»Germaine, bitte. Aber nicht ich. Das Leben ist doch viel zu kurz für mich.«

»Ja, dieses Leben bestimmt.«

»Wie meinst du das?«

»Vergessen wir es.«

»Wo ist Ramon?« fragte ich.

»Unterwegs.«

»Kommt er zurück?«

»Ja.«

»Wann?«

Sie stand auf und zog einen Flunsch. »Verdammt, fragt mich doch was Leichteres. Ihr tut so, als wärt ihr Bullen. Das kann ich nicht ab. Darauf habe ich keinen Bock, klar?«

»Noch klarer«, sagte Bill. »Aber wir wollten auch mit Ramon sprechen.«

»Über Oliven?« Sie lachte albern, ging zur Bar und nahm noch einen Schluck Champagner.

»Nein, die Clique ist wichtiger.«

»Welche?«

»Er war doch in einer Clique, oder?«

»Ja.«

»Und in der, in die auch Yves Duce gegangen ist.«, sagte Germaine Gradie. »Stimmt's?«

»Wahrscheinlich.«

»Weißt du mehr?«

Bill hatte gefragt und erntete zunächst ein Schulterzucken. »Nicht viel, die waren ja ziemlich verschworen. Ramon hat mal erzählt, daß ihm nichts mehr passieren könne. Er wäre jetzt aus der Scheiße raus. Er fühlte sich als der Größte unter der Sonne. Muß ein irres Feeling gehabt haben, der Junge. Der war vielleicht gut drauf. Man sagt den Spaniern ja nach, daß sie feurig sind, aber Ramon übertraf mit seiner Feurigkeit alle anderen. Der hatte den Teufel im Leib.«

»Und das hast du zu spüren bekommen?«

»Klar. Mit dem Teufel im Leib schickte der mich in den siebten Himmel.«

Claudine lachte kieksend. Sie strich mit beiden Händen über ihre Hüften.

»So etwas habe ich selten erlebt.«

»Und jetzt warten Sie auf ihn?« erkundigte ich mich.

»Klar, ihm gehört der Kahn. Manchmal ist er sauer, wenn Leute kommen, die er nicht eingeladen hat.«

»Kennen Sie ihn?« wandte ich mich an Germaine.

»Ja, ich habe ihn zweimal gesehen.«

»Und?«

Sie hob die Schultern und gab die Antwort leise. »Mickrig, ziemlich mickrig. Den vergißt man schnell, wenn man ihn sieht. Er hinterläßt keinen bleibenden Eindruck.«

»Das dürfen Sie aber nicht zu laut sagen.«

»Weiß ich, aber sehen Sie es nicht so eng. Hier in Cannes wechseln die Herren die Mädchen wie ihre Hemden. Mich wundert es, daß Claudine so an diesem Spanier hängt.«

»Er soll ja faszinierend sein.«

»Kann ich mir nicht vorstellen.«

Unser Gespräch wurde unterbrochen, weil Claudine den eingebauten Kassetten-Recorder eingestellt hatte. Musik von den Stones jagte durch die Lautsprecher. Sosehr mich die Gruppe auch damals fasziniert hatte, im Augenblick war die Musik unpassend, auch wenn Claudine sich schon im Takt bewegte und die Geschmeidigkeit ihres Körpers unter Beweis stellte. Bill saß günstig. Er stellte das Ding ab. »He, das ist nicht fair.«

»Doch«, sagte ich, »wir wollen uns noch unterhalten.«

»Keine Action?«

»Später vielleicht.«

»Merde. Ihr seid Schlaffies.«

»Möglich, aber lassen wir das. Ich habe noch eine Frage, die sich auf Ramon bezieht.«

»Raus damit.«

»Er war gut, nicht?«

»Super!« steigerte sie. »Ramon war einfach super.«

»Seit seiner Bewußtseinserweiterung.«

»Ja, er war in der tollen Clique. Vielleicht komme ich in sie auch rein. Dann kann ich ganz andere Welten erleben, hat er gesagt.«

»Welche denn?«

»Frag mich was Leichteres.« Sie tippte auf meine Brust. »Was hast du überhaupt mit Ramon? Ich bin auch da. Reiche ich dir nicht?«

»Sicher, aber ich will auch in die Clique.«

Claudine schaute mich überrascht an. »Zu den Höllenbrüdern?« fragte sie noch.

Jetzt war ich erstaunt. »Heißen die so?«

»Ja, wußtest du das nicht?«

»Nein, bisher nicht.«

Ich warf Bill einen Blick zu. Der Reporter nickte nachdenklich. Er hatte auch verstanden.

Höllensbrüder, das war eine Bezeichnung, über die man lachen konnte oder auch nicht. Es gab Rockerclubs, die sich solche und ähnliche Namen zulegte, aber wir hatten es hier nicht mit Rockern zu tun, sondern mit Küsten-Haien, die auf Mädchenfang gingen. Dagegen war nichts zu sagen, solange die Mädchen erwachsen waren. Sollte allerdings der Teufel im Spiel sein, wurde die Sache gefährlich.

»Ein komischer Name.«

»Habe ich auch erst gedacht, aber die halten zusammen. Und Ramon ist tatsächlich ein Großer geworden. Den kenne ich gar nicht wieder, Mann, so scharf ist der.«

»Wie groß ist der Club?«

»Keine Ahnung. Jedenfalls ist der Club an der Côte. Daran gibt es nichts zu rütteln.«

»Das glaube ich auch.«

»Noch was?«

»Ja, wir warten auf ihn.«

»Das kann lange dauern. Ramon kommt und geht, wann er will. Wenn er euch sieht, kann er sauer werden.«

»Wir wollen ihm auch nur einige Fragen stellen.« Bill hatte noch eine Frage. »Kennst du eigentlich Harry?«

Claudines Augen wurden groß. »Meinst du den Keeper?«

»Ja.«

»Wer kennt den nicht? Harry ist in hier. Außerdem ist es das Stammlokal der Höllenbrüder. Wir sind oft dort gewesen. Ist immer ein irres feeling. Da geht die Post ab.«

»Der Laden ist geschlossen.«

»Er wird heute wiedereröffnet.«

»Kommt Ramon auch?«

»Alle sind da.«

»Die Clique?«

»Klar.«

»Wo wohnt Ramon?«

Sie schenkte sich ein drittes Glas Champagner ein. Etwas Flüssigkeit lief über, benetzte ihre Finger, und sie leckte die kleinen Perlen ab. »Meine Fresse, fragt ihn doch selbst.« Sie nahm einen Schluck. »Jetzt kommt er, ich habe Schritte gehört. Den Gang kenne ich.«

In der Tat bewegte sich jemand auf dem Deck. Auch wir hörten die Tritte. Ramon oder wer immer er war, pfiß sogar ein Lied, als er sich dem Salon näherte. Wir hatten die Eingangstür nicht verschlossen, er tauchte plötzlich auf und blieb stehen.

Sein Gesicht, etwas aufgedunsen, aber braungebrannt, wurde zur Maske. Er starrte uns an. Zuerst Bill, dann Germaine, auch Claudine, die etwas sagen wollte, aber ihren Mund hielt, weil der Blick ihres

Freundes hart geworden war. Und dann stierte er mir ins Gesicht.

Ich wich dem Blick nicht aus, hatte aber das Gefühl, von einem Peitschenschlag getroffen zu werden. Zwischen uns funkte es. Nur waren es keine positiven Gefühle oder Wellen, die hin-und herschlugen, eher das Gegenteil, und der Spanier wurde plötzlich blaß. Er ging zurück.

»Ramon!« rief Claudine. »Verdammt, was ist denn? Bleib doch hier!«

Er sagte nichts und schüttelte nicht einmal den Kopf. Auf dem Absatz machte er kehrt.

»Hinterher!«

Bill hatte es gerufen, ich reagierte am schnellsten, zudem stand ich ziemlich günstig.

Was der Kerl zu verbergen hatte, wußte ich nicht. Mir war nur klar, daß er etwas verbergen wollte, sonst wäre er nicht so schnell davongerannt. Als ich mich aus dem Salon drückte, hatte er bereits das Deck erreicht und stand schon an der weiß gestrichenen Reling. Bevor er hinüberkletterte, drehte er sich noch einmal um, sah mich kommen und stieß einen irren Schrei aus. Dann legte er beide Hände auf die Reling und flankte hinüber, aber nicht, um ins Wasser zu springen, er kam an Bord einer Yacht auf, denn er wollte über die Schiffe flüchten. Dort hatte er Pech. Auf irgendeinen Gegenstand mußte er getreten sein, jedenfalls knickte er zusammen, raffte sich wieder hoch und hatte wesentlich mehr Mühe, seine Flucht fortzusetzen.

Ich stand bereits auf der Reling, stieß mich ab und landete ebenfalls auf dem Nachbarschiff.

Wieder schrie er, wollte hinter den Aufbauten verschwinden, als er plötzlich zusammenbrach, sich noch abstützte, doch das nutzte ihm auch nichts. Er fiel hin.

Und ich ging näher.

Den ersten Schritt, den zweiten, den dritten - da geschah das Schreckliche.

Ramon, der Spanier, explodierte!

Es war nicht anders als bei Yves Duce. Ich sah ihn zerplatzen, sich auflösen, aber die Körperteile flogen nicht nach verschiedenen Seiten sichtbar weg, sie waren nicht mehr vorhanden, und auch nicht die Kleidung des Mannes.

Die Stelle, wo er gelegen hatte, war leer, als hätte es diesen Mann nie gegeben.

Wieder spürte ich die Kälte und auch die Angst, die mich allmählich überkam. Den Rücken hinab rieselte ein Schauer, in meinem Magen breitete sich ein gewisser Druck aus, und hinter mir hörte ich eine Sirene, bis jemand gegen den Laut anschrie und die angebliche Sirene verstummte. Es war Claudine, die so reagiert hatte. Als ich den Kopf drehte, wurde sie von Bill festgehalten, sonst wäre sie gefallen. Nahe den beiden stand auch Germaine Gradie. Sie hatte die Hände vor die Augen gehalten. Außer mir mußten alle drei diesen schrecklichen Vorgang mitbekommen haben, aber niemand sprach mich an. Nur Bill nickte.

Ich ging dorthin, wo einmal ein Mensch mit Namen Ramon gestanden hatte. Nichts war mehr von ihm zu sehen. Die magische und lautlose Explosion hatte ihn atomisiert.

Welch ein Grauen!

Was war dies überhaupt für ein Fall? Wenn jemand in meine Nähe kam, explodierte er. Weshalb? Mußte ich mir für diesen Vorgang die Schuld zuschreiben?

Ich ging wieder zu den anderen. Claudine Schnaubert schluchzte wie ein kleines Kind. Zwischendurch sprach sie Worte, die keiner von uns verstand. Germaine hatte sich einigermaßen gefangen. Sie schaute mich starr an. In ihren Augen las ich noch das Entsetzen. »Ist es auch so bei Yves Duce gewesen?«

»Ja.«

»Und jetzt wieder.« Sie schüttelte den Kopf, suchte nach Zigaretten, und ich gab ihr ein Stäbchen von mir. »Was ist der Grund?« fragte sie flüsternd. »Monsieur Sinclair, wissen Sie es nicht? Wenn ja...«

»Nein, ich habe keine Ahnung.«

»Sie gingen auf ihn zu, und plötzlich war er nicht mehr da.«

»So war es.«

»Das kann mit dir in einem Zusammenhang stehen«, meldete sich Bill.

»Möglicherweise bist du tatsächlich die treibende Kraft. Einen dieser Fälle hätte ich mir ja noch gefallen lassen, doch einen zweiten, sorry, aber daran will ich nicht glauben.«

»Hast du eine genaue Erklärung?«

»Nein.«

Ich deutete auf die Yacht des toten Spaniers. »Laß uns dort hingehen.«

Zwei Minuten später saßen wir wieder im Salon zusammen und hatten jeder ein Glas vor uns stehen. Diesmal tranken wir einen Schluck Whisky auf den Schreck.

Und wir diskutierten. Bis auf Claudine Schnaubert, die in einem Sessel zusammengekauert saß und so wirkte wie das berühmte Häufchen Elend. Sie hatte erkennen müssen, daß es an der Küste nicht nur Sex, Freude und Trubel gab.

»John«, sagte Bill Conolly, »du trägst an den beiden Vorfällen die Schuld.«

»Es ist einfach, das zu sagen, ohne sich zu erklären.«

»Kannst du es?«

»Nein.«

»Na bitte.«

»Aber du denkst ähnlich?«

»Das will ich nicht einmal abstreiten.«

»Dann müßtest du auch über den Grund nachdenken, weshalb das so ist. Hast du etwas an dir, daß diese Menschen erschreckt?«

»Vielleicht.«

»Was könnte das sein?«

Bill schaute mich dabei an, als wüßte er die Antwort, und ich tat ihm den Gefallen und bestätigte sie. »Es könnte mein Kreuz sein!«

Er nickte. »Das habe ich auch gedacht.«

»Welches Kreuz?« Germaine wußte natürlich nicht, wovon die Rede war, deshalb holte ich den silbernen Talisman hervor und zeigte ihn ihr. Sie war fasziniert. »Mein Gott, ist der prächtig.«

»Ja, das sagen Sie. Andere denken nicht so.«

Sie schüttelte leicht den Kopf. »Ich begreife das nicht. Welcher Mensch kann Furcht vor einem Kreuz haben?«

»Das möchte ich eben feststellen. Unter Umständen kenne ich einen Teil der Antwort.«

»Bitte.«

»Dieses Kreuz stellt für einen normalen Menschen keine Bedrohung dar. Das sieht man an Ihnen, Germaine. Wer allerdings auf der anderen Seite steht, dem kann es schon bitter aufstoßen. Ich habe das bei zwei Personen erlebt. Als sie in meine Nähe kamen, lösten sie sich auf. Sie haben es ja auch selbst gesehen.«

»Das stimmt.«

»Das Kreuz ist eine starke Waffe gegen die Kräfte der Hölle. Und es ist auch stärker als die Personen, die dem Teufel zugetan sind, wie wir erleben konnten. Zwei sind tot. Zwei Männer, die zum Kreis der Höllenbrüder gehört haben.«

Ihre Augen wurden groß. »Dann sehen Sie darin die Lösung, Monsieur Sinclair?«

»Zumindest einen Teil.«

»Das kann sein.« Sie schüttelte sich, als hätte sie plötzlich Furcht bekommen. Dann dachte sie nach.

Bill sprach mit mir. »Eigentlich ist es einfach«, sagte er. »Wir brauchen nur durch Cannes zu spazieren und darauf zu warten, daß uns die Mitglieder der Höllenbrüder über den Weg laufen. Meinst du nicht auch?«

»So ähnlich.«

»Aber das wirst du, wie ich dich kenne, nicht machen.«

»Sehr richtig. Zwei Tote haben mir gereicht. Ich weiß nicht, wie viele Gegner wir noch haben, und ich möchte nicht, daß es noch mehr verschwundene Menschen gibt.«

»Und die andere Methode?«

»Ich lege das Kreuz ab.«

Bill schaute mich an, als hätte er einen Verrückten vor sich. »Das ist doch nicht dein Ernst?«

»Doch. Ich gebe es freiwillig aus der Hand. Stell dir mal vor, wir befinden uns in einem Lokal, und es wird von einem der Höllenbrüder betreten, die wir ja nicht kennen. Die Person kommt in unsere Nähe und löst sich auf.«

»Das wäre schlimm.«

»So sehe ich das auch. Aus diesem Grunde werde ich das Kreuz ablegen und versuchen, den Fall von einer anderen Seite her aufzurollen. Du wirst mir zur Seite stehen. Zudem sehen vier Augen immer mehr als zwei.«

Bill nickte, wobei ich nicht wußte, ob er es ernst meinte. »Gesetzt den Fall, alles klappt, dann frage ich mich nur, wohin du das Kreuz legen willst.«

»Da gibt es verschiedene Möglichkeiten. Ich könnte es in einem Banksafe deponieren oder...«

Bill winkte ab. »Das glaubst du doch wohl selbst nicht. Da wäre es nicht greifbar, wenn du es brauchst.«

»Wo denn?«

»Wir müssen das Risiko eingehen und es in unserem Leihwagen

lassen. Im Handschuhfach meinetwegen.«

»Auch ein Risiko.«

»Weiß ich. Ist dein Vorschlag besser?«

»Nein.«

Germaine hatte etwas zu sagen. »Zunächst einmal müssen wir die Höllenbrüder finden.«

»Das wird wohl nicht schwierig sein«, erwiderte ich. »Allmählich habe ich das Gefühl, daß es hier eine Person gibt, um die sich alles konzentriert. Harry.«

»Der Keeper?«

»Ja, oder auch seine Bar.« Ich rief Claudine zu. »Hat sich die Clique nicht dort immer getroffen?«

»Das stimmt.« Sie hob müde den Kopf. Ihr Gesicht war vom Weinen verquollen. »Harry war in oder ist in. Der macht die besten Cocktails. Sie sind alle super. Aber einer ist besonders geil, man nennt ihn den Special-Cocktail. Den bekommt auch nicht jeder Gast. Man muß sich schon verdient machen, wie Harry angeblich erklärt hat.«

»Wie verdient?«

»Keine Ahnung.«

Ich legte die Stirn in Falten. »Wenn Harry seinen Laden heute abend eröffnet, werden wir ihn uns einmal ansehen.«

»Vorausgesetzt, Sie bekommen einen Platz«, warf Germaine ein und dämpfte unseren Optimismus ein wenig.

»Weshalb nicht?«

»Die Bude wird zum Bersten voll sein.«

»Wir kämpfen uns durch«, antwortete Bill locker. »Darin haben wir Erfahrung. Außerdem nehmen wir euch beide ja mit, wenn ihr wollt, natürlich.«

Germaine war dafür. Ihre positive Antwort klang überraschend klar und fest.

Claudine überlegte noch, nickte nach einer Weile und flüsterte dabei:

»Aber ich habe Angst.«

»Wir auch«, sagte Bill...

Harry war sauer! Nicht auf sich, auch nicht auf den Teufel, vielmehr paßten ihm die Umstände nicht. Er hatte das Geld eingezahlt, seinen Laden geschlossen und wollte eigentlich für zwei Tage ausspannen. Da hatte ihn der erste Schicksalsschlag erreicht.

In London war Yves Duce gestorben.

Explodiert, atomisiert, wie er es nannte. An einen Zufall wollte er nicht glauben, so blieb er in Cannes, um abzuwarten. Einige Tage ging alles gut, bis der zweite starb.

Ausgerechnet Ramon, sein letztes Opfer.

Diesmal beschloß er, etwas dagegen zu unternehmen, denn er wußte auch, daß der Teufel verdammt sauer und allergisch auf die Niederlagen seiner Diener reagierte.

Dann tötete er.

Harry war seiner normalen Beschäftigung nachgegangen, um keinen Verdacht zu erregen. Er hatte eingekauft, die Dinge wurden geliefert, und sämtliche Regale waren wieder aufgefüllt worden. In der nächsten Woche konnte auf Teufel komm raus gefeiert werden. Ihm allerdings war nicht nach feiern zumute. Er hatte Niederlagen hinnehmen müssen. Zwei kurz hintereinander, und daran knackte er. Niederlagen, für die es kein Motiv gab. Oder sollte er sich die falschen Leute ausgesucht haben?

Möglich war alles.

Er mußte es herausfinden. Die zweite Niederlage hatte es in Cannes gegeben, demnach mußte sich der Grund dafür auch an der Côte d'Azur befinden.

Den wollte er finden.

Allein schaffte er es nicht. Doch er hatte einen mächtigen Helfer, der mehr wußte als Menschen. Ihn wollte er fragen, auch wenn er sich davor fürchtete, denn dann mußte er seine Niederlage eingestehen, und der Teufel hörte so etwas nicht gern.

Mit seiner Bar war alles in Ordnung. Er konnte am Abend eröffnen. Drei Mädchen sollten bedienen, mehr hatte er auf die Schnelle nicht bekommen können. Der Laden würde brechend voll sein, Geld und edle Getränke flößen in Strömen, doch Harry gehörte zu den Menschen, die daran nicht dachten.

Ihn beschäftigten seine Niederlagen. Er nahm sie als persönliche Schlappen hin. Seine Augen funkelten vor Wut, wenn er daran dachte, und er beschäftigte sich immer wieder mit dieser Tatsache. Auch als er in seinen Raum ging, den entsprechenden Kontakt berührte und sich zu der Kammer freie Bahn verschaffte, wo er mit dem Satan in Kontakt trat.

Sein Blick war besorgt, als er auf den roten Kreis schaute, über dem die Galgenschlinge baumelte. Harrys Herz schlug schnell und heftig. Er spürte jeden Schlag an den Rippen. Noch nie in der letzten Zeit war er so nervös gewesen.

Wieder Umschrift er den Kreis. Seine Lippen formulierten Worte. Es waren die alten Beschwörungen, die er sich angeeignet hatte, um den Satan zu beschwören.

Und der erhörte ihn.

Es zeigte sich ziemlich schnell, was den Keeper gleichzeitig beunruhigte. Aus der Tiefe des Bodens oder des Kreises stieg er düster, drohend und gefährlich in die Höhe. Seine unheimlich und grauenhaft wirkende Fratze war noch verzerrter. Obwohl sie nicht greifbar war, drang doch die Aura des Bösen vor und streifte den Keeper wie ein Höllenhauch. Harry zuckte zurück. Er dachte schon an Flucht, als er die zischenden Worte aus dem Kreis vernahm, in die sich der nach Schwefel stinkende Rauch mischte.

»Bleib!«

Harry gehorchte. Das bunte Hemd klebte auf seinem Rücken. Auch unter seinen Haaren klebte der Schweiß. Der Mund stand halb offen, als er in den Kreis schaute und das Gesicht seines Gönners nicht mehr so deutlich sah, weil ihm der Rauch die Sicht nahm.

Doch er hörte die Worte.

»Versager, du bist ein Versager! Warum versagen die Menschen so oft? Kannst du mir das sagen?«

»Ich weiß es nicht!«

»Aber du weißt, daß der Teufel Seelen braucht, um sich zu kräftigen. Dich habe ich ausersehen, um mir die Diener zu besorgen. Ich gab dir den Höllen-Cocktail, aber nun ist etwas passiert, das nie hätte eintreten dürfen. Zwei sind vernichtet worden. Wieso?«

»Ich habe keine Ahnung!« stotterte Harry.

»Hast du geforscht?«

Das war eine Gewissensfrage, dessen Beantwortung dem Keeper nicht leichtfiel. »Ich... ich wollte es.«

Der Teufel lachte häßlich. »Du wolltest es!« giftete er aus der Schwefelwolke. »Ja, du wolltest es. So sind die Menschen immer. Sie wollen viel, aber sie schaffen nichts.«

Harry schwieg. Er hatte mit den Vorwürfen gerechnet, und er rechnete auch mit schlimmeren Sanktionen, aber Asmodis zeigte sich plötzlich entgegenkommend.

»Da ich weiß, wie ihr Menschen seid, gelingt es mir auch immer wieder, mich in eure Lage hineinzusetzen. Auch in deine, Harry.« Der Teufel sprach keuchend und fauchend weiter. »Du bist derjenige, der überrascht worden ist, und zwar von einem Gegner, mit dessen Erscheinen selbst ich hier in dieser Stadt nicht gerechnet hätte. Ich gebe zu, daß dieser Gegner so gefährlich ist, daß man ihn als einen Todfeind der Hölle bezeichnen kann. Sogar ich habe meine Schwierigkeiten mit ihm gehabt. Er lebt eigentlich in London, aber

die Spur führte ihn nach Cannes.«

Harry schöpfte wieder Hoffnung. Wenn es ein Mensch war, gegen den kam er immer an. »Wie heißt er?«

»John Sinclair!«

»Ich kenne ihn nicht.«

»Man nennt ihn auch den Geisterjäger!« drang es aus der Tiefe.

»Das stört mich nicht.«

»Wirf es nicht so leicht weg!« warnte der Teufel. »Er ist, wie ich dir schon sagte, sehr gefährlich, und er wird dafür sorgen, daß möglicherweise noch andere Höllendiener sterben, denn er besitzt eine starke Waffe, gegen die ihr nicht ankommt. Es ist das von mir verhaßte Kreuz. Zwei sind vernichtet worden, bleiben noch fünf, und mit dir sind es sechs. Auch wenn ihr ihm zahlenmäßig überlegen seid, kann er euch vernichten, eben durch seine Waffe.«

»Was sollen wir tun?«

»Ihn töten!« lautete die haßerfüllte Antwort. »Aber du mußt dir da etwas einfallen lassen. Nimm Kugeln, nimm Bomben, nimm, was du willst, aber begib dich nur nicht in seine Nähe. Hast du mich verstanden? Geh nie zu nahe an ihn heran.«

Harry nickte.

»Kennst du Leute, die ihn töten würden?«

»Vielleicht.«

»Dann besorge sie. Er muß heute abend erledigt sein. Hast du verstanden? Heute abend?«

»Ja, ja... aber wie sieht er aus?«

»Das werde ich dir zeigen! Schau in den Kreis!«

Harry trat noch näher an die rote Umrandung, senkte den Kopf und stellte fest, daß sich in der Tiefe etwas tat. Was dort ablief, war eine Folge der Schwarzen Magie, denn nicht allein das Gesicht des Teufels erschien, etwas anderes schob sich, von den Rändern ausgehend, darüber. Zunächst nur mehr ein fahler Schatten, der sich

nach und nach zu einem magisch gestalteten Gesicht hervorkristallisierte.

»Das ist er«, sagte der Teufel. »Präge dir diese Züge ein!«

Harry schaute sehr genau hin. In seinem Kopf jagten sich die Gedanken, während er auf das Gesicht starrte.

Asmodis schien etwas von den Gedanken des Mannes bemerkt zu haben, denn er fragte: »Ist was?«

»Ja!« hauchte Harry. »Ich... ich kenne ihn.«

»Und woher?«

»Den habe ich schon in Cannes gesehen. Aber er ist nicht allein. Noch ein Mann befindet sich bei ihm. Sie haben ein Boot gemietet oder gekauft und spielen die Playboys.«

»Das ist Tarnung.«

Der Keeper nickte. »Bis zum Abend, hast du gesagt?«

»Ja.«

»Dann wird er zerfetzt sein!«

Wir konnten es drehen und wenden, es blieb eine Tatsache. Um diesen verwickelten und außergewöhnlichen Fall aufzuklären, blieb nur der Weg über Harry.

Ein hundertprozentiger Beweis war das natürlich auch nicht, aber Harry besaß eine Bar, dort traf man sich, da kamen die Höllenbrüder zusammen, und dort mußte es den Kitt geben, der sie zusammenhielt. Ich hatte das Kreuz abgenommen und im Handschuhfach des geliehenen Porsche verstaut.

»Fehlt nur noch, daß der Wagen gestohlen wird«, sagte ich zu Bill, der abwinkte.

»Er besitzt eine Alarmanlage.«

»Die hoffentlich funktioniert.«

»Deutsche Wertarbeit.«

»Ist auch nicht mehr das, was sie mal war, sagt man«, schränkte ich

ein, als ich Bills vorwurfsvollen Gesichtsausdruck sah.

»Wir werden es erleben.«

Germaine Gradie hatte ebenfalls eine Aufgabe übernommen. Da sie sich in Cannes auskannte, wollte sie ihre Beziehungen spielen lassen und sich umhören. Es mußte für sie herauszufinden sein, wer alles zum Club der Höllenbrüder gehörte.

Wir hatten sie gehen lassen, weil sie einfach eine Beschäftigung brauchte.

Uns ging es um Harry.

Claudine war uns keine große Hilfe gewesen. Sie wußte einfach zu wenig, deshalb hatten wir sie auf dem Schiff zurückgelassen und saßen selbst in einem kleinen Lokal am Hafen, wo wir frischen Fisch in einer Weißweinsöße aßen.

Er schmeckte gut. Auch die mit Kräutern abgeschmeckte Soße war hervorragend, zudem war die Sonne herausgekommen und schickte ihre Strahlen dem Wasser, dem Strand und der Stadt entgegen. Frühling an der Côte d'Azur, was konnte schöner sein? Die beiden Fenster des kleinen Restaurants waren weit geöffnet, so daß sich auch die erste Frühlingswärme ihren Weg in das Innere bahnen konnte. Auch ich ließ mich von der Sonne streicheln. Die im Hafen dümpelnden Schiffe waren viel heller und schienen sogar fröhlicher zu schwingen. Auf dem Meer tanzten goldene Reflexe.

Bill, der einen Schluck Chablis nahm, schüttelte den Kopf. »Ich kann es nicht fassen.«

»Was denn?«

»Da sitzt man hier, genießt das Essen und die Gegend und muß gleichzeitig daran denken, daß es noch einen Teufel und eine Hölle gibt, die einem die Gedanken an Urlaub vertreiben.« Er beugte sich zu mir hin. »John, mal ehrlich. Hast du so einen Fall schon einmal erlebt?«

»Nein.«

»Kein sichtbares Grauen«, sagte Bill. »Keine alten Ruinen oder finstere Schlösser, kein Moor, keine Vampire oder Werwölfe und trotzdem...«

»Habe ich Furcht«, ergänzte ich.

»Ja, ich auch. Es ist das schleichende Grauen, das sich überall eingenistet hat und daß du nicht sehen kannst. Es kommt wie Gift, packt und vernichtet dich.«

»Wie wahr.«

»Wo setzen wir an?«

»Beim Ober«, erwiderte ich trocken und winkte den Mann in der weißen Jacke an unseren Tisch. »Laß mal, ich erledige das.«

Während Bill die Rechnung zahlte, schaute ich hinüber zum Hafen, wo die Schiffe und Yachten lagen. Die hohen Masten der Segler schaukelten.

Der helle Himmelskörper hatte auch wesentlich mehr Menschen ins Freie gelockt. Ich sah einige Leute zu ihren Booten gehen. Wahrscheinlich wollten sie bei diesem schönen Wetter auslaufen zu einem Segeltörn vor der Küste.

Auch unser Boot befand sich in meinem Blickfeld. Menschen rannten an Backbord.

»Bill!« Ich rief den Namen meines Freundes, als ich bereits in die Höhe schnellte.

»Was ist?«

Er bekam von mir keine Antwort, da ich loslief. Wir mußten über die Straße, das war bei dem dichten Verkehr nicht einfach. Sie war zwar nicht verstopft, aber der Verkehr lief doch unaufhörlich. Wenn man es eilig hatte, war es ein Problem. Ich schaffte es im Zickzack-Lauf, hörte wildes Hupen und laute Flüche. Bill, der hinter mir lief, erging es nicht anders. Der Weg kam mir plötzlich verdammt weit vor. Jenseits der Straße mußten wir noch einen Kai überqueren, um an den langen Pier zu gelangen, wo die Reihe der unterschiedlichsten

Boote lag. Man schaute uns an wie verrückt, daß wir so rannten, aber wir mußten noch eine Strecke parallel zu den dort schaukelnden Bootskörpern laufen, bevor wir das Ziel erreichten.

Bill hatte es nicht geschafft, mich einzuholen. So erreichte ich unsere Yacht als erster.

Ich hatte die beiden Personen nicht wieder entdecken können. Falls sie von Bord gegangen waren, mußten sie dies an der für uns nicht einsehbaren Heckseite getan haben.

Über den Steg lief ich wesentlich langsamer. Er führte direkt an der Steuerbordseite der Yacht entlang. Nur schwerlich beruhigte sich mein Atem.

Dann stand ich an der seitlichen Schwimmleiter, über die ich an Bord hangelte.

Bill Conolly folgte mir ebenso lautlos. Unser Boot war etwas kleiner als das des Spaniers, besaß auch einen Salon, aber nur vier Kabinen ohne Bäder, dafür mit Duschen.

Auch der Luxus hielt sich in Grenzen. Die festgeschraubten Sessel waren nicht mit Leder bezogen worden, sondern mit einem preiswerten Cordstoff.

Wir schauten in den Salon. Er war leer.

Zu beiden Seiten eines schmalen Fensters hielten wir uns auf. Bill flüsterte mir zu: »Hast du dich nicht getäuscht, John?«

»Nein.«

»Trennen wir uns?«

»Okay, ich gehe rein. Du bleibst draußen.«

»Einverstanden.«

Die Beretta hatte ich längst gezogen. Wenn man mich überraschen wollte, sollten sich die anderen wundern.

Im Salon roch es nach Zigaretten und Alkohol. Natürlich gab es auch eine Bar. Auf ihr stand ein Glas Cognac.

Wahrscheinlich hatte sich Claudine Schnaubert das Glas

eingeschenkt, zu sehen aber war sie nicht.

Hatte sie das Boot verlassen? Wenn ja, war es bestimmt nicht freiwillig geschehen.

Auf dem Boden lag ein grünlich schimmernder Teppich. Er zeigte einige Flecke, wo Alkohol verschüttet worden war. Ich sah keinen Fremden, hatte aber das Gefühl, nicht allein im Salon zu stehen. An Deck hielt Bill Wache. Das war gut. Vom Salon aus und neben der Bar war die schmale Tür geschlossen. Dahinter und einige Stufen tiefer lagen die Kabinen und Duschen.

Steckten die anderen dort?

Noch wußte ich es nicht, aber ich trat an die Bar heran und schaute vorsichtig über sie weg.

Hinter ihr lag Claudine Schnaubert.

Flach auf den Rücken war sie gefallen. Ihr Gesicht sah blaß aus wie das einer Toten.

Die Wut kochte in mir über, als ich um die Bar herumeilte, mich vor sie hinkniete und nachschaute.

Erst jetzt sah ich die Wunde.

Mitten in der Brust befand sie sich. Sehr schmal, man mußte sie ihr mit einer langen Nadel oder einem ganz dünnen Messer beigebracht haben. Da war nichts mehr zu machen.

Claudine Schnaubert, die so gern lebte, hatte ihr Leben in Cannes mit dem Tod bezahlen müssen.

Mein Blick glitt über ihre Gestalt. Sie hatte sich umgezogen. Der blaue Jeansrock lag noch ausgebreitet neben ihr.

Mein Blick fiel auf ihre Taschen. Dort genau erkannte ich die Ausbuchtungen, die mir überhaupt nicht passen wollten. Es war mehr eine reine Gefühlssache, daß ich darüber hinwegstrich, die ovalen Gegenstände fühlte und es mich wie ein Blitzstrahl durchzuckte. Das waren Bomben!

Wahrscheinlich mit einem Zeitzünder versehen, und sicherlich

hielten die Mörder das Boot unter Kontrolle.

Ich jagte ich die Höhe, raste aus dem Salon und hätte bald meinen Freund Bill umgerannt, der seinen Platz verlassen hatte. Ich schleuderte ihn zur Seite und brüllte nur das eine Wort.

»Weg!«

Der Reporter stellte keine Fragen mehr. Über die Reling flankte ich hinweg, Bill sprang ebenfalls, wir landeten auf dem Steg, rannten auf den Kai zu und hatten ihn noch nicht erreicht, als hinter uns ein Blitz in die Höhe zuckte.

Da wir ihm den Rücken zudrehten, schauten wir nicht hinein, sahen nur den Widerschein, und als der berstende Explosionsknall erfolgte, lagen wir beide schon lang.

Es wurde ein Inferno.

Eine Hölle aus Flammen, Rauch und geborstenem Blech, auch brennendem Treibstoff.

Obwohl ich flach lag, gab es da eine Kraft, die mich zum Spielball machte. Wohin ich flog, wußte ich nicht, jedenfalls landete ich in der Hafenbrühe, tauchte unter, kam wieder hoch, bekam einen Hieb an den Kopf, sackte wieder weg, kam abermals in die Höhe und hatte das Gefühl, in die ewige Dunkelheit geschleudert zu werden, die intervallweise und schattengleich auf mich zukam. Wenn ich jetzt bewußtlos wurde, war es bis zum Ertrinken nur ein kleiner Schritt. Deshalb kämpfte ich mit aller Kraft gegen die drohende Gefahr an. Ich schlug dabei auch mit den Armen um mich und hatte das Gefühl, irgendeine Planke oder ein großes Stück Holz zu erwischen, das mich trug und an dem ich mich festklammern konnte.

Sosehr ich mich bemühte, mit Superman hätte ich nicht mithalten können. Irgendwann verließ mich meine Energie, und ich dachte daran, daß die anderen es doch noch schaffen konnten...

Ich fühlte mich elend, ich fror, obwohl jemand eine Decke über

mich gebreitet hatte, aber ich steckte noch immer in den nassen Klamotten, und das war nicht gut.

Dafür lag ich.

Als ich die Augen öffnete, sah ich das Zucken von Blau-und Rotlicht. Sirenen jaulten, doch was genau ablief, konnte ich nicht erkennen, denn man hatte mich auf eine Trage gelegt und zum Glück nicht festgeschnallt, so daß ich mich aufrichten konnte. Das ging bis zum ersten Schwindelanfall gut. Zudem wurde mir leicht übel.

Ich sank wieder zurück.

Aber es hatte jemand meine Bemühungen verfolgt. Ein Mann im weißen Kittel trat auf mich zu. »Da sind Sie ja wieder«, sagte er. »Wir haben Sie wie einen toten Fisch aus der Brühe gefischt. War höchste Zeit. Mann, haben Sie ein Glück gehabt.«

»Kann man wohl sagen«, antwortete ich schwach. »Und mein Freund?«

»Der hat noch größeres Glück gehabt. Der ist sofort ins Wasser gerollt und hat sich in der Tiefe weiterbewegt. Nur naß ist er geworden.«

»Sprecht ihr von mir?« hörte ich Bills Stimme. Wenig später schon war der Reporter neben mich getreten, eingehüllt in eine wärmende Decke und einen Becher mit heißem Tee in der Hand.

Er grinste auf mich nieder. »Unkraut scheint wirklich nicht zu vergehen, wenn man uns beide betrachtet.«

»Ich kann darauf verzichten.«

»Übriggeblieben ist nur wenig.«

»Vom Boot?«

»Ja, und von zwei anderen auch. Das hat Löcher gegeben. Erst vor wenigen Sekunden haben die Feuerwehrleute den Brand löschen können.«

»Ich frage mich nur, wer das getan hat?«

»Harry?«

»Möglich.«

»Was ist denn mit Claudine. Oder brauche ich nicht erst zu fragen?«

»Eigentlich nicht, Bill. Ich fand sie übrigens tot. In ihren Taschen steckten zwei Bomben.«

»Was?«

»Ja, der oder die haben ganze Arbeit geleistet. Verdammt auch.«

»Mich wollten sie schon verhören«, sagte Bill nach einer Weile.

»Was hast du gesagt?«

»Nichts. Ich habe den Beamten nicht gesagt, wem das Boot gehört. Die setzen uns hier fest.«

»Das war gut.«

»Willst du dich denn ins Krankenhaus fahren lassen?«

»Um Himmels willen.« Ich streckte den Arm aus. »Hilf mir mal hoch, Bill. Wir regeln das schon.«

Der Reporter zog mich auf die Füße. Ihn benutzte ich als Stütze, weil sich alles wieder drehte.

»Du hast auf dem Kopf eine kleine Beule, John, aber das wird sich schon geben.«

»Meine ich auch.«

Anschließend kam ich für die Dauer von mindestens drei Minuten nicht mehr zu Wort, denn ein Polizeibeamter und ein Arzt hatten uns entdeckt. Der Doktor regte sich furchtbar auf, weil ich mich erhoben hatte, ich sprach dann dagegen und erklärte ihm, daß ich nicht in ein Krankenhaus wollte und nur zwei Tabletten gegen die Kopfschmerzen brauchte.

»Und wenn es eine Gehirnerschütterung ist?«

»Ich habe einen Eisenschädel.«

Der Arzt gab es auf. Aus seiner Tasche holte er die Tabletten und erklärte, daß er jegliche Verantwortung ablehnte.

Der uniformierte Beamte schaute uns nachdenklich an. »Zwei harte Burschen, wie?«

»Kann man sagen, Monsieur le Commissaire.«

»Ich bin nur Inspektor.« Er rückte sein Koppel zurecht. »Hat euch der Anschlag gegolten?«

»Wieso?«

Der Mann, der ein Gesicht hatte, das mich an eine reife Erdbeere erinnerte, zog die Nase hoch und sagte: »So nicht, Freunde.«

»Wie denn?« fragte Bill.

»Der Anschlag hat Ihnen gegolten.«

»Nie.«

»Gehörte Ihnen nicht das Boot?« Bill schüttelte den Kopf. »Was wollten Sie denn da?«

»Einfach nur schauen. Wir wollten bis zum Ende des Piers und dort die Sonne beobachten.«

»Dann haben die Zeugen gelogen.«

»Welche Zeugen?«

»Die Sie von Bord haben kommen sehen.«

Bill blieb hart. »Das können sie gar nicht, weil wir nicht von Bord gekommen sind.«

»Weshalb lügt er?« Der Inspektor schaute mich an.

»Ich bin mir nicht sicher, ob er lügt.«

Der etwas dickliche Mann atmete prustend ab. »Aber Kollege Sinclair, legen Sie die Karten auf den Tisch, bitte.«

»Sie wissen?«

»Ja, ich nahm mir die Freiheit, Ihre Briefftasche zu untersuchen, als Sie auf der Trage lagen. Meine Achtung vor Scotland Yard war immer hoch, aber daß ihr mit solch miesen Tricks arbeitet, das hätte ich nicht gedacht.«

»Wieso Tricks?«

»Ist dem nicht so?«

»Sagen wir so. Unsere Mission ist ein wenig heikel.«

»Das dachte ich mir, aber wir mögen nun mal keine Bomben in

Cannes. Das ist schlecht fürs Geschäft. Am besten unterhalten wir uns in meinem Büro weiter.«

»Ist es dort wärmer?« fragte ich.

»Bestimmt.«

Bill holte aus dem Porsche noch Ersatzkleidung, bevor wir in den Citroen des Inspektors stiegen, der sich als Marcal Carnu vorstellte. In der Präfektur konnten wir uns duschen und umziehen. Als wir das Dienstzimmer betraten, dampfte bereits heißer Kaffee in großen runden Schalen.

Carnu qualmte eine Zigarre.

»Legen Sie die Karten auf den Tisch, meine Herren, es ist besser für uns alle.« Wir taten es.

Carnu hörte sehr aufmerksam zu, was wir ihm zu berichten hatten, und er konnte es kaum fassen. »Höllensbrüder nennt sich die Vereinigung?« fragte er.

»Ja.«

»Und die wollten Sie ins Jenseits pusten.«

»So sieht es aus.«

»Wem sind Sie denn auf die Zehen getreten?« fragte der Inspektor und stäubte die Asche ab.

»Im Zweifelsfall immer dem Satan«, erklärte Bill.

Carnu schaute gegen die mit Fliegendreck beklebte Decke. »Sie gestatten, daß ich zweifle?«

»Ihr gutes Recht.«

»Dann sagen Sie mir die Wahrheit.«

Ich mischte mich ein. »Monsieur Conolly hat nicht gelogen. Es gibt diesen Geheimbund tatsächlich hier in Cannes. Wir nahmen die Spur in London auf, sie führte hier an die Küste.«

»Und niemand hat etwas bemerkt?« wunderte sich der Kollege.

»Sind Sie in der Szene zu Hause?« fragte ich zurück.

»Nein.«

»Dann liegt der Grund auf der Hand.«

»Das scheint mir auch so zu sein.« Er schüttelte den Kopf. »Es ist unwahrscheinlich. So unwahrscheinlich, daß ich Ihnen schon fast wieder glaube.«

»Wir haben Sie nicht angelogen.«

Er nickte bedächtig. »Dann wollen Sie den Fall sicherlich auch aufklären.«

»Aus diesem Grunde sind wir hier.«

»Und wo setzen Sie an?«

Die Frage war nicht ohne Hinterlist gestellt worden. Weder Bill noch ich konnten sie beantworten. »Tut mir leid, Kollege, wir haben keine Spuren.«

»Aber Sie sind jemandem schon zu nahe gekommen. Sonst hätte man Ihnen nicht die Yacht zerbombt.«

»Das kann sein.«

»Wer ist es?« Carnus Stimme klang plötzlich scharf. Er fühlte sich von uns auf den Arm genommen.

»Wir wissen es nicht.«

Der Inspektor mit dem erdbeerroten Gesicht drosch seine rechte Faust auf den Tisch. »Versuchen Sie nicht, mich reinzulegen. Sie lügen mir hier etwas vor. Kochen Sie nicht Ihre eigene Suppe. Denken Sie daran, daß Ihr Einsatz mit meiner Regierung nicht abgesprochen wurde. Jedenfalls liegt mir kein entsprechendes Schreiben des Innenministers vor. Ich kann Ihnen Ärger machen.«

Das konnte er wirklich. So lenkte ich zunächst auch mit einem Nicken ein. »Im Prinzip haben Sie recht, Inspektor. Ich möchte Ihnen nur sagen, daß wir einen Verdacht haben und daß es kein Beweis ist.«

»Das weiß ich selbst.« Carnu lehnte sich zurück. »Gegen wen richtet sich der Verdacht?«

»Der Mann nennt sich Harry.«

»Harry?« Carnu wiederholte den Namen. »Muß ich den kennen?«

»Möglicherweise«, erwiderte Bill. »Er ist hier in Cannes ein bekannter Barkeeper.«

»Den Harry meinen Sie. Ja, den kenne ich.« Carnu lutschte wieder an seiner Zigarre. »Und er soll Ihnen die Bombe auf das Schiff gelegt haben?«

»Vielleicht. Wir haben ihn eher in Verdacht, daß er der Chef der Höllenbrüder ist, der geheimen Sekte.«

»Aber Sie wissen es nicht genau?«

»Nein, deshalb wollten wir heute abend zu ihm. Dagegen hat er wohl etwas.«

Carnu kam noch einmal auf die Höllenbrüder zurück. »Womit beschäftigen die sich denn? Rauschgift, Mädchenhandel...?«

»Falsch, Kollege. Schwarze Magie!«

Erschaute mich überrascht an. »Daran glauben Sie?«

»Und wie.«

»Ich halte das für einen baren Unsinn.«

»Wir können an Ihrer Meinung nichts ändern, Inspektor, Sie an unserer auch nicht.«

»Und Sie beide wollen Harry auf den Zahn fühlen?«

»Ja.«

Er starrte uns an. »Nicht dem Bombenleger?«

»Haben Sie Spuren?« fragte Bill.

»Nein, bisher noch nicht. Aber meine Leute verhören noch die Zeugen, und davon gab es einige. Die Sonne hat zahlreiche Menschen ins Freie gelockt. Es gab zum Glück keinen Toten...«

»Doch, ein Mädchen, Claudine Schnaubert, sie lag tot auf der Bank.«

»Nicht bekannt.«

»Sie gehörte wohl zu den zahlreichen Partygirls, die jedes Jahr den Weg nach Cannes finden.«

Der Inspektor winkte ab. »Das ist klar, davon gibt es viele.« Er schaute auf seine Uhr. »Möglicherweise sehen wir uns am heutigen Abend noch. Ich könnte mir vorstellen, daß ich mal bei Harry vorbeischaue. Muß ja ein sehr interessanter Mann sein, wenn Sie sich so für ihn interessieren.«

»Das ist er auch, Inspektor.«

Wir waren praktisch entlassen, erhoben uns und hörten uns noch die Warnung des Mannes an. »Bitte, keine Bomben mehr. So etwas können wir hier nicht leiden.«

»Wer kann das schon?« fragte Bill zurück.

Auf dem Gang wienerte eine dicke Putzfrau den Boden. Wir drückten uns an ihrem breiten Hinterteil vorbei, und Bill fragte:

»Weshalb hat er uns so schnell laufenlassen? Aus Kollegialität?«

»Bestimmt nicht. Carnu ist raffiniert. Der will uns beobachten lassen, das ist es.«

»Meine ich auch.«

Ich lächelte knapp. »Mal sehen, ob wir die Leute abhängen können.«

»Kommt darauf an, wie du dich fühlst.«

Wir liefen durch ein breites Treppenhaus. »So zwei bis neun. Manchmal zwei, dann wieder neun.«

»Kein Eisenschädel?«

»Mehr Quecksilber.«

Die frische Luft draußen tat mir gut. Die Präfektur lag nicht in Strandnähe, sondern tiefer in der eigentlichen Stadt, an einem Boulevard. Von hier aus glitt der Blick auch hoch zu den Küstenbergen, die waldlos, schroff und kantig ein gewaltiges Bollwerk bildeten, das von serpentinartigen Straßen durchschnitten wurde.

Auf der Straße herrschte Lärm. Das dreimalige Hupen hörten wir trotzdem. Unser Blick glitt zur anderen Seite, und Bill sah als erster

die winkende Frau in einem weinroten Jaguar sitzen.

»Das ist Germaine.«

»Nichts wie rüber.«

Es wurde wieder ein Spießbrutenlaufen, aber wir schafften es und ließen uns in die Lederpolster fallen. Ich saß hinten.

Germaine fuhr einen heißen Reifen. Ich hörte das Wimmern der Pneus und wurde in den Sitz gepreßt. Wer einen Jaguar sein Eigen nannte, der mußte wohl so fahren.

»Ich habe schon gehört, was passiert ist«, berichtete sie. »Was haben Sie ein Glück gehabt.«

»Waren Sie in der Nähe?« fragte Bill, dem ich die Unterhaltung gern überließ.

»Sogar am Hafen.«

»Und bist nicht erwischt worden?«

»Nein, ich war weit genug entfernt. Aber nicht so weit, als daß ich nichts gesehen hätte.«

»Was denn?«

»Die beiden Bombenleger!«

Ich hatte plötzlich das Gefühl, auf einem Kissen mit Nadeln zu sitzen, traute mich aber nicht, mich zu erheben, sonst wäre ich mit dem malträtierten Kopf gegen die Decke gestoßen und hätte mir noch etwas dazu geholt.

»Noch mal«, sagte Bill. »Wen haben Sie gesehen?«

»Die Bombenleger.«

»Es waren zwei.«

»Ja, sie schlichen an Deck. Ich hatte euch besuchen wollen, hielt mich aber zurück. Es dauerte nicht einmal fünf Minuten, da kamen sie wieder von Bord. Sie hatten es ziemlich eilig, stiegen in einen roten Renault 5 und fuhren los.«

»Wohin?« fragte Bill.

Germaine lachte rauh. »Ich verfolgte sie bis in ein Bergdorf.«

»Was geschah dann?«

»Fuhr ich wieder zurück.«

Bill schlug auf seinen rechten Schenkel. »Jetzt sag nur, daß die beiden dort noch hocken.«

»Deshalb fahren wir ja hin. Holt sie euch, die verfluchten Bastarde!«

Germaine Gradie wurde mir immer unheimlicher. Was diese Frau an Energie aufbrachte, war einfach fabelhaft. Da hatte sie zwei Killer bis in deren Versteck verfolgt. Unwahrscheinlich.

Bill drehte den Kopf. »Hast du das gehört, Alter? Davon können wir uns eine Scheibe abschneiden.«

»Es war reines Glück«, wiegelte Germaine ab.

»Auch«, sagte ich.

Wir hatten die Stadt in östlicher Richtung verlassen, wo es nach Antibes und Nizza ging. Links der Straße waren die Häuser verschwunden. Dafür sahen wir zahlreiche Campingplätze. Die Wohnwagen, die dort noch standen, wirkten vergammelt. Auf ihnen klebte noch der Schmutz des Winters. Einige Besitzer waren damit beschäftigt, ihre Wagen zu reinigen.

Unser Blick glitt über die Straße, die sehr schnell enger wurde und sich nach einer Linkskurve in die Berge schraubte.

Zuvor mußten wir ab. Germaine bremste ziemlich stark, fuhr auf die Straßenmitte, betätigte den Blinkhebel, ich sah rechts das Hinweisschild auf einen kleinen Ort, vergaß den Namen aber sofort wieder. Wenig später mußten wir bremsen. Ein verrostet aussehender Kleinbus mit Bauarbeitern kam uns entgegen. Die Männer grinsten in den Jaguar hinein.

Dann ging es weiter.

Der Asphalt hörte bald auf. Staubig war es zum Glück nicht. Die

Erde zeigte noch genügend Feuchtigkeit vom letzten Regen. Schottersteine lagen in den Kurven, sie wurden von den breiten Reifen des Jaguar zur Seite geschleudert.

Ich sah die ersten Häuser.

Sie waren versetzt gebaut worden. Ein Dorf lag vor und über uns, das seine Ursprünglichkeit verloren hatte, weil zwischen die alten Bauten neue, weiß schimmernde Villen gesetzt worden waren, auf deren großen Fensterscheiben sich das Licht der Sonne brach.

Die Kirche mit ihrem Turm bildete dennoch den Mittelpunkt, den wir hinter uns ließen und in eine enge Gasse fuhren, die als Einbahnstraße ausgewiesen war und mit Kopfsteinpflaster bedeckt war. Zu den meisten, sehr dicht stehenden Häusern führten schmale Treppen hoch. Sie lagen ebenso im Schatten wie die Hauswände selbst. Die Gasse mündete in einen breiten Trichter, wo soviel Platz vorhanden war, daß ein LKW hätte wenden können.

Wir hielten an.

»Sind wir da?« fragte Bill.

»Nicht ganz«, antwortete Germaine, »aber diese Gegend hier ist günstig. Wir können auch vom Haus der beiden nicht entdeckt werden.«

»Dann wollen wir mal.« Bill öffnete den Wagenschlag und verließ das Gefährt.

Auch ich stieg aus. Germaine ebenfalls, doch ich drückte die Tür schnell wieder zu. »Sie nicht, Germaine. Warten Sie lieber. Sagen Sie uns nur, wo wir das Haus finden können.«

Einige Sekunden dachte die Frau nach. Dann nickte sie. »Ich bin einverstanden. Gehen Sie den Weg hier links hoch bis zu dem Haus mit dem vorspringenden Erker. Direkt daneben liegt ein alter Bau. Er ist grün angestrichen. Dort wohnen die Lumpen.«

Eine bessere Beschreibung konnte man uns nicht liefern. Wir bedankten uns und nahmen den Rest der Strecke in Angriff. Germaine

blieb zurück. Sie setzte sich wieder in den Wagen, ließ ihn ein Stück zurückrollen und drehte ihn so, daß er mit der Schnauze wieder in Fahrtrichtung stand. Natürlich wurden sie gesehen. Einige Bewohner standen hinter den Fensterscheiben und starrten auf die schmalen Gassen. Zumeist ältere Leute, für die jeder Tag fast gleich war.

Kinder spielten nicht weit entfernt mit einem alten Fußball, zwei Jugendliche arbeiteten an einem Motorrad. Ein typischer Dorfbetrieb. Daß das mondäne Cannes nur ein paar Kilometer entfernt lag, war hier nicht zu merken.

Wir sahen auch das beschriebene Erkerhaus. Man hatte es renoviert und frisch angestrichen. Fachwerkbalken waren nachgezeichnet worden. Neben ihm sollte unser Ziel liegen: Das grün angestrichene Haus. Blinde Scheiben sahen aus wie trübe, viereckige Augen. In den oberen Etagen entdeckten wir überhaupt kein Glas mehr. Da hatte man die Vierecke mit Pappe vernagelt. Über eine Treppe mit halbzerstörten Stufen gelangten wir an eine Haustür, die schief in den Angeln hing. Sie war zwar geschlossen, gleichzeitig aber auch mit einem Tritt zu öffnen, wenn es hart auf hart kam.

Hatte man uns gesehen?

Bill deutete auf die Tür. »Laß uns reingehen!«

Ich hatte nichts dagegen, faßte nach dem Knauf und zog auch die Beretta. Dabei hielt ich sie so, daß sie von einem auf der Straße stehenden Zeugen nicht gesehen werden konnte.

Mit der Schulter drückte ich die Haustür auf...

Getötet hatte Niccolo Versini schon mit vierzehn Jahren!

Zwar keine Menschen, dafür Katzen. Und er hatte die Tiere auf eine gemeine Weise umgebracht. Das sprach nicht gerade für seinen Charakter.

Er war danach Anführer einer Bande geworden, die nicht nur ältere Leute überfiel, sondern auch vom Schmuggel lebte. Irgendwann

waren sie erwischt worden.

Niccolo Versini, als der Anführer, kam für zwei Jahre in eine Jugendstrafanstalt. Dort brachte man ihm bei, was er bislang noch nicht gewußt hatte. So beschloß der damals Siebzehnjährige, die »Laufbahn« eines Gangsters einzuschlagen.

Sein Bruder Enrico - zehn Jahre älter und Mafioso — holte Niccolo vom Gefängnis ab, als er entlassen wurde.

Enrico hatte bereits mit seinen Vorgesetzten gesprochen und die Erlaubnis bekommen, den Jüngeren ebenfalls in den Kreis der Ehrenwerten Gesellschaft, wie sich die Mafia nannte, einzugliedern. Beide bastelten von nun an an ihrer Karriere und spezialisierten sich. Fachleute im Umgang mit Sprengstoff.

Zahlreiche Attentate führten sie durch. Dabei war es ihnen egal, wie viele Menschen umkamen, Hauptsache, der Auftrag wurde erfüllt. Dafür garantierten sie.

Als in Italien die große Welle der Kronzeugen anschwappte, die gegen die Ehrenwerte Gesellschaft aussagen wollten, zogen es die beiden vor, sich zu verdrücken.

Frankreich lag in der Nähe. In Cannes und Nizza ließ es sich auch aushalten.

Zwar gehörten sie nach wie vor zur Ehrenwerten Gesellschaft, doch sie hielten sich zunächst einmal zurück. Durch ihren Job kannten sie zahlreiche Typen, die ebenfalls dicke, schwarze Flecken auf ihren nach außen hin weißen Westen hatten. Diese Freunde wurden aktiviert, und es sprach sich herum, daß die Brüder in der Nähe von Cannes hockten und auf Aufträge warteten.

Auch Harry, der Keeper, hatte von ihnen nicht nur gehört, er kannte sie persönlich.

Und er gab ihnen den Auftrag, das Schiff in die Luft zu jagen und zwei Engländer zu töten. Zwanzigtausend Dollar sollte der Job bringen. Die Hälfte als Anzahlung.

Jetzt brauchten sie nur mehr auf die zweite Hälfte des Honorars zu warten.

Harry hatte versprochen, das Geld vorbeizubringen. Das Haus war eine abbruchreife Bude. In den beiden oberen Etagen konnte man nicht mehr leben, unten ging es gerade noch, auch wenn die Wände schon feucht und schimmelig waren.

Aber die beiden wollten ja nicht ewig bleiben.

Zwei Betten, Tisch, Schrank, TV, ein Radio, das reichte ihnen schon. Natürlich auch ein Telefon, dessen Läuten die Stille unterbrach. Enrico saß näher am Apparat. Er konnte abheben, ohne die Beine vom Tisch zu nehmen.

»Ja...«

»Harry hier.«

»Hat es geklappt?«

»Ich komme vorbei.«

»Wann?«

»So rasch wie möglich.«

»Bene, wir warten.« Enrico legte auf. Er nickte seinem jüngeren Bruder zu. »Harry will das Geld bringen.«

Niccolo spie ein angekautes Streichholz aus. »Das ist wunderbar, ich bin fast blank.«

Enrico, dessen Kopfhaut blank schimmerte, begann zu lachen. »Du hättest besser sparen sollen.«

»Was nutzt das Geld, wenn man's behält?« Enrico schob sich ein neues Zündholz zwischen die Lippen und schaute seinen glatzköpfigen Bruder an.

»Was ist mit dem Job?«

»Scheint gelungen zu sein.«

»Hat Harry nichts gesagt?«

»Nein, er will vorbeikommen.«

»Dann bringt er auch den Schotter.«

»Und wir verschwinden«, erklärte Enrico.

»Wie meinst du das?«

»Quartierwechsel, Brüderchen. Der Boden hier wird mir ein wenig zu heiß.«

»Weshalb?«

»Die Bullen werden rotieren.«

Niccolo winkte ab. »Hat uns das schon jemals gestört?«

»Dann hätten wir auch in Neapel oder Palermo bleiben können. So ist es schon besser.«

Niccolo legte seine Hände in den Nacken. »Dabei habe ich mich so an dieses tolle Haus gewöhnt.«

»Wir gehen in die Schweiz. Alte Kontakte können wir auch in Locarno aufrechthalten.«

»Wie du willst.«

Die beiden warteten. Harry würde sie nicht reinlegen, das war ihnen klar. So etwas konnte er sich nicht erlauben, das hatte mal ein Auftraggeber gewagt, aber der lebte nicht mehr lange. Sie hatten ihn vor seiner eigenen Haustür aufgehängt und ihm nach Mafia-Art die Zunge abgeschnitten, so wie es einem Verräter zustand.

»Es wird langweilig«, sagte der jüngere Niccolo.

»Mir nicht.«

»Ich brauche Action.«

»Die hatten wir.«

»Was ist das schon?«

»Halt dich zurück.«

»Haben wir noch einen Schluck Grappa?« Niccolo drehte sich herum, weil er aufstehen wollte.

»Nein.«

»Dann hole ich gleich eine neue.«

»Wir verschwinden heute noch.«

»Immer mußt du mir reinreden, verdammt. Ich bin selbst alt genug,

um entscheiden zu können.«

»Das ja«, gab Enrico zu. »Aber ich habe unserer Mutter versprechen müssen, auf dich achtzugeben.«

»Schon gut.« Niccolo blieb liegen und gähnte, während sein Bruder plötzlich eine gespannte Haltung einnahm.

»Was ist denn?«

»Nimm mal die Füße vom Tisch.«

»Weshalb?«

»Frag nicht so dumm, tu es.«

Wenn Enrico in diesem Ton mit seinem Bruder redete, wußte dieser, daß etwas in der Luft lag. Niccolo setzte sich normal hin und wartete auf eine Erklärung.

Die folgte denn auch. »Es ist jemand im Haus, ich habe seine Schritte gehört.«

»Harry?«

»Glaube ich nicht. Der würde nicht schleichen.«

Niccolo zog seine Waffe. Es war eine Beretta-Pistole. Er drehte sich so, daß er die Mündung gegen die Tür richten konnte. Dort mußte der Fremde erscheinen.

Jetzt hörte auch Niccolo die Schritte. Er schüttelte den Kopf. »Da ist tatsächlich jemand.« Er lachte leise. »Lassen wir ihn kommen?«

»Klar.« Nach dieser Antwort stand Enrico auf und bewegte sich auf die Tür zu. In ihrem toten Winkel blieb er stehen. Wenn jemand den Raum betrat, war er in die Zange genommen. Auch Enrico zog seine Waffe. Es war ein Revolver. Auf seine Mündung schraubte er gelassen einen bullig wirkenden Schalldämpfer.

Das Licht fiel durch zwei Fenster. Sie waren zwar relativ hoch, doch die blinden Scheiben filterten auch einen Teil der Helligkeit, deshalb wirkte der Raum so düster.

Die Schritte näherten sich der Tür. Niccolo hatte sich gedreht. Er saß noch immer, streckte jetzt seinen Waffenarm aus und zielte über

Kimme und Korn.

Mit einem Ruck flog die Tür nach innen.

»Komm rein!« sagte Niccolo, als er auf die Person zielte. »Los, wir wollen uns mit dir unterhalten.« Der andere kam.

Er geriet in das Kreuzfeuer der beiden Brüder, die ihre Zeigefinger noch zurückhielten. »Setzen!« sagte Enrico.

Der Mann ging auf einen Sessel zu und ließ sich hineinfallen. Er war ein Fremder für sie. Er trug einen hellen Anzug und einen Pullover darunter. Sein dunkelblondes Haar war gescheitelt, außerdem trug er eine Brille.

»Werbist du?« fragte Enrico.

»Ich kam, um euch etwas zu sagen.«

»Und was?«

»Wir werden euch töten.«

Die beiden Brüder waren so überrascht, daß sie keine Antwort geben konnten. So etwas hatte noch niemand gewagt, zu ihnen zu sagen. Das war mehr als eine Unverschämtheit. Da hatte einer sein eigenes Todesurteil unterschrieben.

Niccolo wollte sich ausschütten vor Lachen, doch sein Bruder hatte mehr aus dem Satz herausgehört.

»Du sprachst in der Mehrzahl.«

»Ja.«

»Dann bist du nicht allein.«

»Stimmt.«

»Und wo sind die anderen?«

Der Mann mit der Brille grinste scharf. »Sie befinden sich bereits hier im Haus.«

Niccolo wollte wieder lachen, aber sein Bruder erstickte diesen Vorsatz durch eine scharfe Handbewegung schon im Ansatz. So lächerlich fand er das plötzlich nicht. Sein sechster Sinn warnte ihn. Was dieser Typ hier getan hatte, grenzte schon an einen leichten

Wahnsinn, normalerweise. Aber er saß hier und zeigte nicht die Spur einer Angst. Sollte er recht haben?

»Wie viele seid ihr?«

»Sechs.«

»Und ihr befindet euch alle hier im Haus?«

»Sicher.«

Enrico nickte seinem Bruder zu. »Steh auf und schau nach. Such die beiden Etagen durch.«

»Klar, das mache ich doch glatt.« Niccolo drückte sich hoch. Er wußte den Eindringling bei seinem Bruder in guten Händen, so konnte er sich auf die übrigen Typen konzentrieren, falls der andere nicht geblufft hatte. Er verließ den Raum.

Im Flur stank es, zudem war es dunkel. Die Tür zur Toilette stand offen. Es war nur ein schmaler Raum mit einer nicht ganz sauberen Schüssel. Da sah er den ersten Schatten.

Ein Mann stand dort!

Sofort blieb Niccolo stehen. Er richtete die Waffe dorthin und flüsterte:

»Komm raus, du Schwein!«

Der andere kam. Er ging völlig normal, zeigte keine Angst und hielt auch keine Waffe in der Hand.

Niccolo erwartete ihn. Das war also der zweite Kerl. Fehlten noch weitere vier.

Und einen anderen hörte Niccolo. Auf der Treppe erklangen Tritte. Plötzlich wollte der Mafioso schießen. Er fühlte sich eingezwängt, in der Falle sitzend, als er das Lachen hörte.

Dann kippte etwas auf ihn.

Obwohl Niccolo schnell reagierte, war es ihm nicht mehr möglich, die Waffe noch herumzureißen. Der schwere Körper prallte von der Treppe her auf ihn. Beide stürzten zu Boden. Niccolo wurde unter dem Mann begraben. Zwei Hände drückten gegen seine Schultern

und preßten sie auf den Boden, so stemmte sich der Kerl ab und konnte auf ihn niederschauen.

Auch dieses Gesicht war dem Killer unbekannt. Es besaß eine gewisse Leere, ja, es wirkte völlig unbeteiligt, und Niccolo hatte plötzlich die Ahnung, daß er es nicht mehr schaffen konnte.

Da war eine andere Kraft, die seinen Körper wie ein Strom durchtoste. Etwas schien sein Blut zu verändern, so daß es heiß und schwer zur gleichen Zeit wurde.

Die Kraft drückte von innen, sie verstärkte sich von Sekunde zu Sekunde. Angst schoß in dem Mann hoch. Verzweifelt bemühte er sich, gegen das andere anzukommen.

Er wollte Luft holen, doch er röchelte nur. Seine Augen schwammen plötzlich im Tränenwasser, das Gesicht des ihm Unbekannten verschwamm zu Nebelschleiern.

Ihm wurde klar, daß dieser Mann stärker war als er. Der war so brutal, so kräftig, daß Niccolo jeder Widerstand aus den Adern gepumpt wurde, obwohl sie sich so verbreitert hatten und auch platzten. Er schmeckte Blut.

Es drang aus seinem Mund, rann aus der Nase, den Ohren, und plötzlich sprudelte es auch dort aus seinen Händen, wo die Haut eingerissen war. Kleine Quellen, winzige Perlen, die sich zu einem Schleier verdichteten, wie er glaubte.

Aber der lag bereits vor seinen Augen.

Der Schleier des Todes...

Nicht einmal schreien hatte er können. Der Tod packte ihn und ließ ihn nicht mehr los.

Sein Mörder richtete sich auf. Er drehte den Kopf nach links, wo auch die Treppe lag.

Dort standen zwei weitere und schauten in die Tiefe. Der Mörder nickte den anderen zu, hob den Toten hoch und wuchtete ihn über seine rechte Schulter.

So näherte er sich der Tür, wo der zweite Killer saß und den Eindringling mit der Waffe bedrohte.

Enrico war nervös geworden. Er hatte seinen Bruder weggehen sehen und auch die dumpfen Geräusche aus dem Flur gehört. Der andere schien recht gehabt zu haben. Sie waren tatsächlich mit mehreren Personen in das Haus eingedrungen, ohne daß sie bemerkt worden waren.

Das trieb die Nervosität des Mafioso zusätzlich in die Höhe. Er schluckte ein paarmal, um endlich reden zu können, dabei wußte er genau, daß er sich mit seinen folgenden Worten nur selbst Mut machen wollte. »Ihr habt keine Chance«, sagte er. »Überhaupt keine. Wir sind Profis, wir können euch vernichten.«

»Kaum.«

»Wieso nicht?«

Der Mann mit der Brille lächelte wissend. »Weil wir in dem Teufel einen mächtigen Beschützer haben.«

Enrico hätte gelacht, doch das lenkte ihn zu sehr ab. »Du bist gut, wirklich. Der Teufel ist auch unser Beschützer. Wir haben ihn gern, glaub mir.«

»Aber nicht so wie wir.«

»Was soll das heißen?«

»Wir schwören auf ihn.«

»Na und?«

Der Eindringling erwiderte nichts mehr. Er streckte die Beine aus und machte einen zufriedenen Eindruck. Enrico gefiel das überhaupt nicht. Er hatte allmählich das Gefühl, als wäre ihm das Handeln aus den Händen genommen worden, und so etwas haßte er. Bisher hatte er immer das Geschehen diktiert, nun tat es sein unbewaffneter Besucher.

Wenn nur Niccolo schon zurückgekommen wäre, doch er schien Schwierigkeiten bekommen zu haben. Sehr große sogar. Vielleicht

schaffte er es auch gar nicht.

Zu viele Gegner.

Enrico geriet ins Schwitzen. Auf der rechten Handfläche spürte er den Schweiß. Er klebte zwischen seiner Haut und dem Kolben des Revolvers.

Einen Schalldämpfer hatte er vor die Mündung geschraubt. Wenn der andere sich irgendwie dumm bewegte, würde er abdrücken, doch noch tat er nichts.

Er blieb provozierend ruhig.

Die Geräusche, die Enrico aus dem Flur vernahm, gefielen ihm überhaupt nicht. Er konnte nur raten, und er glaubte plötzlich, daß alles zu spät war.

Sie hatten Niccolo überlistet.

Er wußte es genau, deshalb sprang er plötzlich hoch, wollte zu dem Kerl hin und ihm die Mündung gegen die Stirn drücken, aber in diesem Augenblick stieß jemand die Tür auf.

Enrico kreiselte herum.

Er sah zwei Männer.

Einen ihm unbekannten Typ, der sich Niccolo auf die Schulter gewuchtet hatte, zwei Schritte in den Raum hineintrat, sich zur Seite neigte und den Mafioso fallen ließ.

Er schlug mit einem dumpfen Geräusch auf die staubigen Bodenbretter des Raums.

Enrico starrte ihn an. Sein Bruder war tot, okay, daran konnte er nichts ändern, aber wie er ums Leben gekommen war, das mußte schrecklich gewesen sein. Furchtbar sah er aus. Überall mit Blut bedeckt, als wären seine Adern von innen geplatzt, denn Messerwunden sah Enrico nicht.

Ein so schreckliches Grauen wie in diesen Augenblicken hatte er noch nie in seinem Leben gespürt. Es kroch über seinen Rücken, es drückte im Magen, und er wußte selbst, daß es die heiße Angst war,

die ihn umklammert hatte.

»Tot!« flüsterte er. »Verdammt, er ist tot...«

»Und du wirst es auch sein!« erklärte der Mann mit der Brille. Enrico wußte, daß es für ihn nur eines gab, wenn er sein Leben retten wollte. Er mußte schneller sein. Als an der Tür noch andere Personen erschienen, wirbelte er herum, wollte abdrücken, aber die Hand des blonden Brillenträgers war schneller.

Sie erwischte ihn.

Der Schlag traf die Schalldämpfer-Waffe. Sie trudelte plötzlich dem Fußboden entgegen und war noch nicht aufgeprallt, als ein harter Griff Enrico Versini nach hinten riß.

Der Arm lag um seinen Hals, er bekam keine Luft. Jemand trat ihm die Beine weg, so daß er zu Boden fiel, dann stürzten sich die Typen zu zweit auf ihn.

Sosehr sich der Mafioso auch wehrte, eine Chance gaben sie ihm nicht. Sie preßten ihn durch ihr Gewicht auf den Boden, er schnappte nach Luft, der Schrei blieb in seinem Hals stecken, dann hatten sie ihn dort, wo sie ihn haben wollten.

Bewegungslos...

»Der Teufel gibt uns die Kraft!« vernahm er das gemein klingende Flüstern. »Nur der Teufel, das kann ich dir versprechen. Der Teufel sorgt für deinen Tod, und wir führen nur die Befehle des Höllenherrschers aus.«

Das taten sie rücksichtslos.

Enrico erging es so wie seinem Bruder. Kurz bevor er starb, hatte er noch eine Vision.

In seinem Blickfeld öffnete sich eine Gasse. Eine blonde Gestalt erschien, elegant und auch überheblich sowie wissend grinsend. Harry, der Keeper!

»Ihr wart schlecht«, hörte er ihn noch sagen. »Sehr schlecht sogar. Einfach zu schlecht. Deshalb werdet ihr auch sterben...«

Diese Worte nahm der Mafioso mit ins Jenseits...

Das Haus war uns nicht geheuer. Auch Bill betrachtete es voller Mißtrauen.

Als wir im düsteren Flur standen, rieselte es mir kalt den Rücken hinab.

»Hier stimmt was nicht«, sagte mein Freund.

»Klar.«

»Es ist zu ruhig...«

Er hätte auch über die Stille des Todes sprechen können, das wäre auf das gleiche hinausgelaufen. Ich wurde sehr oft mit dem Tod konfrontiert. Jedesmal war diese Stille vorhanden und auch das gewisse Gefühl, das einem entgegenschwingt, wenn man kurz vor der Konfrontation steht. Da spürt man, wie grausam er ist. Da läuft es einem kalt den Rücken runter, da zieht sich der Magen zusammen.

Ich holte meine Lampe hervor, weil es einfach zu dunkel war. Der helle Lichtstrahl fuhr über den schmutzigen Boden und glitt auch an die dunklen Flecken heran, die sich trotz des Schmutzes noch deutlich abzeichneten. Das war Blut.

Und es blieb nicht bei diesen Flecken. Sie vereinigten sich zu einer Spur, die auf eine Tür zuführte. Sie war auch unser Ziel. Ich ging als erster, Bill deckte mir den Rücken. Sein Blick glitt auch die Treppe hoch, denn auch dort konnte sich eine Gefahr zusammenbrauen. Da war nichts zu sehen.

An der Tür blieb ich stehen. Mit der Fußspitze kickte ich sie auf. Sie knirschte regelrecht in den Angeln, als sie vor unseren Augen nach innen schwang.

Auch dieses Zimmer war düster, so daß ich hineinleuchten mußte. Der Lampenstrahl brauchte nicht erst zu wandern, die beiden Leichen waren schon beim ersten Hinsehen deutlich zu erkennen. Zwei uns unbekannte Männer lagen auf dem Boden. Aber wir wußten genau, daß wir die Mörder der jungen Claudine Schnaubert vor uns hatten

und damit auch die Bombenleger.

Auf Zehenspitzen betraten wir den Raum. Das Licht meiner Lampe war nicht nur hell und kalt, es kam mir auch grausam vor, weil es die Einzelheiten genau zeigte.

Die Männer mußten auf eine schreckliche Art und Weise ums Leben gekommen sein. Vielleicht waren sie verblutet, aber nicht durch Wunden, die man ihnen äußerlich zugefügt hatte, da sahen wir nämlich nichts. Selbst Bill, der immer lockere Sprüche von sich gab, war angesichts dieses Fundes sehr still. Nur unsere Schritte horten wir, als wir die Toten umrundeten.

»Wer?« fragte der Reporter.

»Vielleicht waren es mehrere.«

»Ja, die Höllenbrüder.«

»Und damit auch Harry.«

»Und weshalb mußten sie sterben?«

Ich hob die Schultern. »Das ist eigentlich ganz einfach. Sie waren erstens Zeugen und haben zweitens ihre Aufgabe nicht zur Zufriedenheit ihres Chefs erfüllt. Es sind halt die üblichen Methoden, die man von Gangstern kennt.«

»Dann wissen wir, was uns bevorsteht.«

»Ja.«

Ich schaute mich noch im Raum um, suchte nach Hinweisen, die ich nicht fand. Die Toten waren höchstwahrscheinlich angeheuerte Killer. Mit dämonischen Aktivitäten hatten sie wohl nichts im Sinn.

»Willst du Inspektor Carnu Bescheid geben?« fragte Bill.

»Er müßte es wissen.«

»Ja, eigentlich, aber er würde uns in den Ermittlungen stören.«

»Genau das ist es. Aber ich will den Chef, ich will Harry. Es wird Zeit, daß wir ihn uns holen.«

»Das, mein Lieber, meine ich auch.«

Eigentlich war damit alles gesagt worden. Und so zogen wir uns

zurück. Beide atmeten wir auf, als wir vor dem Haus standen. Die Luft kam uns so erfrischend und klar vor. Natürlich waren wir beobachtet worden. Auch jetzt schaute man uns an. Die Menschen sahen mißtrauisch aus. Wenn sie uns gesehen hatten, mußten sie auch den oder die Killer entdeckt haben.

»Ob man die mal fragt?« Bill kam mir mit seinem Vorschlag zuvor.

»Nein«, erwiderte ich nach einer Weile des Nachdenkens. »Lassen wir alles, wie es ist.«

»Wie du meinst.«

Wir ließen das Haus hinter uns zurück, verfolgt von den neugierigen Blicken der Dorfbewohner. Germaine Gradie hatte versprochen, auf uns zu warten.

Als wir das Haus mit dem Erker hinter uns gelassen hatten, sahen wir den Jaguar. Germaine hatte ihn verlassen. Sie stand neben der offenen Fahrertür und rauchte.

Dann lief sie uns entgegen, nachdem sie die Zigarette ausgetreten hatte. An unseren Gesichtern erkannte sie, daß etwas passiert sein mußte. Hastig blieb sie stehen.

Ich nickte ihr zu. »Wir haben in dem Haus tatsächlich die beiden Killer gefunden.«

»Ja?« Ihr Blick irrlichterte.

»Ich betone gefunden. Beide lebten nicht mehr.«

Germaine war überrascht. »Tot?« fragte sie.

»Exitus.«

»Aber wieso?«

»Das haben wir auch nicht herausfinden können. Die beiden müssen Besuch gehabt haben. Man hat sie auf eine Art und Weise umgebracht, über die wir noch keinen Bescheid wissen. Jedenfalls nicht mit Kugeln oder Messerstichen.«

Sie nickte. »Bestimmt gibt es noch andere Arten, um einen Menschen vom Leben in den Tod zu befördern.«

»Magische«, sagte Bill.

»Wie bei Yves Duce?«

»Nein, so nicht. Sie waren noch vorhanden.«

»Schalten Sie die Polizei ein?«

»Vielleicht später«, erwiderte ich. »Lassen Sie uns jetzt erst einmal zurückfahren.«

»Nach Cannes?«

»Klar. Und dort werden wir dann einem gewissen Harry genauer auf den Zahn fühlen...«

Harry ärgerte sich, daß der Mordanschlag fehlgeschlagen war. Nun ja, die beiden hatten ihr Versagen bezahlen müssen, aber er dachte mehr an den Teufel, der bestimmt nicht eine so große Geduld mit ihm zeigen würde. Die Hölle wollte Erfolge sehen. In den letzten Tagen waren sie Harry versagt geblieben. Deswegen sorgte er sich.

Seine Wohnung lag über der Bar. Dort befanden sich zwei Zimmer und auch das kleine Bad. Harry trug nur seine Unterwäsche, als er vor dem Spiegel stand und sich rasierte. Er nahm dazu die Klinge und schaute zu, wie sie Streifen in den weißen Schaum zog, der seine Wangen bedeckte.

Seine Gedanken drehten sich um die nahe Zukunft. Am liebsten hätte er die Barauch weiterhin geschlossen gehalten, aber das konnte er sich nicht leisten.

Man wartete darauf, daß er wieder öffnete, zudem hätte er sich unter Umständen auch verdächtig gemacht. Ein kaltes Gefühl überkam ihn, als er an den nahenden Abend dachte.

Die Bar würde voll sein, und nicht nur mit normalen Gästen, auch seine Höllenbrüder waren anwesend, und die würden dafür sorgen, daß der Teufel reiche Beute bekam.

Er brauchte Seelen, damit seine Macht erhalten blieb. Harry wollte sie ihm besorgen.

Durch die Nase holte er Luft, verzog das Gesicht zu einer Grimasse

und wischte den letzten Schaum ab. Er sah sein Gesicht im Spiegel, an dem Kondenswasser dicke Tropfen gebildet hatte, die in langen Spuren an der Fläche herabliefen.

Mit seinem Aussehen war er nicht zufrieden. In den Augen glaubte er die innere Anspannung lesen zu können, die ihn überfallen hatte. Oder war es Furcht?

Er liebte den Teufel und hatte gleichzeitig Angst vor ihm. Eine Art Haßliebe, wie sie nur zwischen einem Menschen und einem Dämon Zustandekommen konnte.

Sicherlich wußte der Satan schon über seine Mißerfolge Bescheid. Mit ihm hatte er sich noch nicht in Verbindung gesetzt. Der Keeper bückte sich, drehte den Kran auf und ließ warmes Wasser in seine Hände laufen und wusch sich das Gesicht.

Er trocknete sich ab, ließ das Handtuch sinken, schaute wieder in den Spiegel - und erschrak. Ein Gesicht stand auf der Fläche. Das des Teufels! Kam jetzt die Abrechnung?

Harry ließ seine Arme sinken. Das Handtuch rutschte ab und landete vor seinen Füßen. Obwohl er sich vor nicht einer Minute noch erfrischt hatte, schwitzte er plötzlich.

Satan grinste ihn an.

Unsagbar häßlich und widerlich. Mit Augen, in denen die Flammen des Höllenfeuers zuckten und sich auch manchmal drehten, so daß sie zu regelrechten Flammenrädern wurden.

Harry, sonst nicht auf den Mund gefallen, spürte den Klumpen in seiner Kehle. Er war nicht in der Lage, auch nur ein Wort hervorzubringen, deshalb wartete er, bis ihn der Teufel ansprach. Der tat es auch.

Seine Worte drangen wie das Zischen eines überhitzten Kessels aus der Spiegelfläche, so daß der Keeper Mühe hatte, sie überhaupt zu verstehen. Er mußte schon sehrgenau hinhören, damit er die Vorwürfe auch vernahm.

»Du hast schon wieder versagt. Du wolltest meine Feinde umbringen lassen, aber sie waren wieder schlauer als die Leute, die du angeheuert hast.«

»Dafür haben sie bezahlen müssen«, rechtfertigte sich der Keeper.

»Es interessiert mich nicht. Sinclair und sein Freund leben noch. Sie bilden eine große Gefahr, denn er besitzt das Kreuz. Wenn er mit einem von unseren Freunden zusammenkommt, explodiert dieser. Da gibt es keine Rettung. Aus diesem Grunde solltest du alles daransetzen, um ihn zu töten. Ich kann weiterhin existieren und suche mir unter den Menschen neue Diener aus. Bei dir ist es etwas anderes. Deine Existenz steht auf dem Spiel. Bisher hast du dich gut gefühlt, aber es gibt Situationen, aus denen man nicht mehr herauskommt.«

»Was soll ich noch tun?« Harrys Stimme klang verzweifelt. »Ich... ich muß heute abend die Bar öffnen.«

»Das sollst du auch.«

»Wissen Sinclair und der andere, wer ich bin?«

»Bestimmt ahnen sie es.«

»Dann werden sie auch kommen.« Asmodis grinste noch breiter.

»Damit mußt du rechnen.«

»Hast du einen Ratschlag für mich?«

»Ja, den hätte ich schon.« Der Teufel ließ sich Zeit mit seiner weiteren Antwort, weil er zusehen wollte, wie sich der Mann quälte.

Harry verlegte sich aufs Flehen. »Bitte!« flüsterte er, »bitte, ich möchte dich bitten, mir einen Ratschlag zu geben.«

»Es wird der letzte sein.«

Der Keeper nickte. »Das verstehe ich.«

»Gut, hör mir genau zu. Wenn die beiden kommen, wirst du dich völlig normal benehmen. Sie werden sich zu dir an die Barstellen und mit dir reden wollen. Gehe ruhig auf das Gespräch ein, aber mache folgendes...«

Asmodis redete mit haßerfüllter Stimme.

Harry hörte zu. Er war völlig hin und weg. »Aber das ist ja Wahnsinn!« hauchte er. »Sagenhaft, wunderbar... vorausgesetzt, es klappt alles.«

»Das«, sagte der Teufel mit knarrender Stimme, »liegt nicht mehr an mir. Du mußt dafür Sorge tragen. Solltest du diesmal auch versagen, hole ich dich zu mir...«

»Nein, Asmodis, nein! Ich werde nicht versagen. Ich setze alles ein, die beiden kommen um. Sie müssen einfach sterben!« Er wollte noch etwas hinzufügen, verschluckte seine Worte aber, weil er sah, daß ihn doch niemand mehr gehört hätte.

Der Spiegel war leer.

Wir waren bereit!

Germaine Gradie hatte es sich nicht nehmen lassen. Sie wollte unbedingt mit, wir konnten nichts dagegen tun und waren in ihr Hotel gefahren, wo wir uns auch umziehen konnten.

Ich trug eine locker fallende Jacke ohne Futter und eine hellgraue Hose. Das Hemd war schon älter, im Gegensatz zu Bills Klamotten, die alle sehr schick und up to date waren. Auch Germaine sah stark aus. Roter Minirock, der sehr eng saß, darüber eine dreiviertellange Jeansjacke, auf der Straßschmuck funkelte. Die weiße Bluse war tief geöffnet. Zahlreiche Ketten versperrten leider die schöne Aussicht. Ein moderner Gürtel, der mich schon an ein Korsett erinnerte, umspannte ihre Hüften. Er bestand aus schwarzem weichen Leder. Die feinen, ebenfalls dunklen Strümpfe zeigten ein Muster, das sich aus kleinen Schmetterlingen zusammensetzte.

Ihr Haar war ordentlich-unordentlich frisiert. Bunte Spangen lockerten es auf.

»Sie sind richtig«, sagte ich und nickte anerkennend.

Germaine winkte ab. »Was meinen Sie, was hier im Sommer

herumlaufen wird. Da bin ich noch konservativ angezogen. Erlaubt ist, was gefällt. Gerade in Cannes hält man sich daran. Hier sehen sie wirklich die buntesten Paradiesvögel.«

»Kann ich mir vorstellen.«

»Wollen wir?«

»Sicher.«

Auch Bill war bereit. Er schaute auf seine Uhr. »Es ist sechs«, sagte er, »dann wird es Zeit.«

Germaine, die die Szene kannte, stimmte zu. »Die ersten warten sicherlich schon an der Tür.«

Wir nahmen wieder ihren Jaguar. Noch war es hell, aber die Stadt hatte sich irgendwie verändert. Sie besaß plötzlich ein völlig anderes Flair. Mir kam es so vor, als hätte sie die letzten Stunden in einem gewissen Schlaf gelegen und wäre erst jetzt erwacht.

Der Verkehr auf der Küstenstraße war stärker geworden. Teurere Modelle rollten über den Asphalt. Porsche, Mercedes, auch einige Italiener, für die man viel hinblättern mußte.

Und dann die Mädchen!

Man konnte sie mit gutem Gewissen als eine Augenweide bezeichnen. Was da an den Lokalen und Cafés vorbeiflanierte, hatte schon Klasse und Rasse. Ich riskierte bei manchen Mädchen nicht nur einen Blick, sondern gleich drei.

Auch Bill ließ sich den Anblick nicht entgehen und schaute vom Wagen aus in die erwartungsvoll lächelnden Gesichter mit den oftmals hungrigen Augen, die stets auf der Suche nach einem Stück Leben waren, wie es den Mädchen gefiel.

Mir allerdings weniger. Ich war kein Freund dieser oberflächlichen Schau, wo nur abgestaubt wurde, man sich eine Nacht amüsierte, am folgenden Morgen oft der Katzenjammer kam und die Mädchen einfach wieder weggeschickt wurden.

Bis zum Abend hatten sie sich dann wieder gefangen und gingen

erneut auf die Suche.

Darüber sprachen wir auch mit Germaine Gradie.

»Es ist eben so«, sagte sie, »jede hier sucht ihre Chance. Und jede ist bereit, dafür fast alles zu tun. Wer hierherkommt, will genießen und leben. Oftmals denkt er nicht daran, wie schlecht dieses Leben auch sein kann, aber den Wunsch, einmal groß herauszukommen, haben alle.«

»Wer hat den nicht?« fragte ich.

»Nur muß man auch etwas können. Und Filmproduzenten gibt es auch nicht wie Sand am Meer. Es kommt nicht mehr oft vor, daß ein Mädchen auf der Straße für den Film entdeckt und ein großer Star wird. Diese Zeiten sind vorbei.«

Wir glaubten Germaine, denn sie kannte die Szene am besten. Auf den Dächern der Hotelpaläste wehten zahlreiche Flaggen. Hinter den Mauern brannten die Lichter, und auch in Hafennähe leuchteten bereits die Reklamen.

Am Himmel hatten sich schon die Abendwolken wie dicke Berge versammelt. Langsam trieben sie weiter.

Ich saß diesmal vorn und hatte die Beine ausgestreckt. Wir gerieten in die Nähe der Bar, sahen die Beleuchtung, mußten aber vorbeifahren, weil es keinen Parkplatz gab.

Die Suche dauerte etwas. Nah am Strand fanden wir dann einige freie Buchten.

Als wir ausstiegen, kam jemand, um zu kassieren. Er hatte keine Berechtigung, grinste schmierig und zerknüllte den Schein, den Germaine ihm gab.

Dann ging er.

»Warum haben Sie ihn bezahlt?« fragte ich.

»Weil ich meinen Wagen gern ohne zerstochene Reifen wiederhaben möchte.«

»Eine kleine Mafia, wie?« fragte Bill.

»So ähnlich. Hier kostet alles Geld, denn ein jeder will verdienen. Daran haben wir uns gewöhnt.«

Wir schlenderten den Weg zurück, hatten Germaine in die Mitte genommen und unterschieden uns in nichts von anderen Passanten, die auf der Suche nach einem schnellen Abenteuer waren. Des öfteren fiel mir auf, daß junge, dunkelhäutige Männer an Baumstämmen lehnten und teilnahmslos zu Boden blickten. Germaine Gradie hatte auch dafür eine Erklärung. Es waren die Typen, die Stoff verkaufen wollten. Zumeist kamen sie aus dem nördlichen Afrika. Die Straße überquerten wir an einer Ampel. Damit befanden wir uns auf der Seite, wo auch Harrys Bar lag.

Eine Gruppe Rocker parkte auf der Fahrbahn und dem Gehsteig. Sie hockten startbereit auf ihren Maschinen und schauten uns kalt an, als wir sie passierten.

Im Freien saß kaum jemand, weil es doch bei Dunkelheit ziemlich kühl wurde. Dafür waren die meisten Bars und Kneipen übervoll. Aus vielen schallte knallharte Rockmusik.

Vor Harrys Bar war ebenfalls etwas los. Die grüne Leuchtschrift konnte einfach nicht übersehen werden. Auch die Eingangstür war grün gestrichen. In der oberen Hälfte befand sich der runde Ausschnitt eines Gucklochs.

Vor der Tür hielten sich die Typen auf. Da kreisten sogar Champagnerflaschen. Eine besonders lustige Clique hatte sich hier zusammengefunden. Natürlich alle jung, schmalhüftig und verwegen. Die Mädchen kreischten.

Von uns nahmen sie keine Notiz, so drückten wir uns an ihnen vorbei und stießen die Tür auf.

Bargerüche sind wohl in aller Welt gleich. Ob in London, Berlin, New York oder Cannes. Auch hier empfing uns der typische Geruch von Parfüm, Alkohol, Körperwärme und Rauch.

Es war schon sehr voll. Platz konnte man kaum bekommen. Einige

Gäste standen zwischen den Tischen und unterhielten sich, während sie tranken.

Die Mädchen, die bedienten, hatten alle Hände voll zu tun. Sie waren nur leicht bekleidet, und in ihren Augen stand jetzt schon die Übermüdung zu lesen.

Französisch und italienisch wurde gesprochen. Man unterhielt sich lautstark und gestenreich. Man sprühte über. Ob Softie oder Macho, vertreten war alles, und jeder, der wollte, bekam auch eine Begleitung. Eine Tanzfläche gab es ebenfalls. Sie schwebte über dem Boden. Vier an der Decke befestigte Eisenstäbe hielten sie jeweils an den Ecken fest. Zur Fläche hin führte eine schmale Leiter. Buntes Licht wurde auf die Platte geschleudert und ließ die sich dort bewegenden Paare aussehen wie Clowns.

Wir kämpften uns allmählich vor bis zur Theke. Ich dachte daran, daß ich mein Kreuz nicht mitgenommen hatte. Praktisch zum erstenmal freiwillig. Verlassen mußte ich mich auf den Dolch, die Beretta, auch auf die magische Kreide.

Fenster waren auch vorhanden. Man hatte die Scheiben in kleine Quadrate eingeteilt. Jeweils eines stand an der oberen linken Seite stets offen, damit auch ein wenig frische Luft in den Laden wehte. Nahe der Theke wurde der Rauch noch dichter. In dicken Schwaden umschwebte er die futuristisch anmutenden Lampen, die an Stahlseilen von der Decke hingen und mich an fliegende Untertassen erinnerten. Zum Glück schwebten sie so hoch, daß wir uns nicht die Köpfe stießen. Die Bar, Theke oder der Tresen, was immer man auch sagte, erinnerte mich an ein Cockpit. Halbrund mit einer Außenverkleidung aus Aluminium. Die Flocker sahen sehr bequem aus und waren mit rotem Samtstoff bezogen.

Natürlich war jeder Hocker belegt. Dazwischen klemmten sich zwei, manchmal auch drei Gäste, die sehr lange Arme haben mußten, wenn sie ihre auf der Bar abgestellten Gläser wieder anheben

wollten. Zum Glück hielt sich die Lautstärke der Musik in Grenzen, so daß man sich auch noch unterhalten konnte.

Hinter der Bar stand Harry.

Das mußte er einfach sein.

Ich schaute durch die Lücke zwischen zwei Schultern und sah ihn in seinem Element. Er trug ein silberfarbenes Smoking-Jackett mit schwarzem Samtkragen und violett schimmernden Revers. Dazu ein weißes Hemd und eine ebenfalls violette Fliege.

Sein Haar war gescheitelt, sehr modern geschnitten, das heißt kurz und gleichzeitig länger im Nacken. Sein Gesicht zeigte die beneidenswerte Bräune eines ewigen Urlaubers. Man konnte die Gesichtszüge des Mannes als markant bezeichnen, vielleicht ein wenig zu hart, aber es gibt ja Frauen, die so etwas mögen.

Schmale Lippen, leicht hervorstehende Wangenknochen, kräftige Hände und Augen von einereisigen oder faszinierenden Bläue, wie Trenc Hill sie hatte.

Harry stand nicht allein hinter der Bar. Ein rothaariges Geschöpf half ihm beim Mixen. Die Kleine trug ein schulterfreies Wickelkleid aus grüner Seide. Sie wirkte sehr sexy.

Leider kamen wir nicht mehr weiter. »Soll ich mal die Ramme spielen?« hörte ich Bill fragen.

»Dann werfen sie uns gleich raus.«

»Es wird immer mal ein Platz frei«, sagte Germaine, »laßt uns so lange warten.«

»Dann stehen wir im Weg.«

»Was ist das schon, John? Hier steht sowieso jeder dem anderen fast auf den Füßen.« Damit hatte sie auch wieder recht. In die Musik hinein hörten wir hin und wieder das Knallen der Champagnerkorken, wenn sie aus den Flaschenhälsen in die Luft schossen und fast die Decke berührten. Der Umsatz war enorm. Da konnte sich der gute Harry wirklich nicht beklagen. Ich hatte ihn mir

ansehen können, er mich noch nicht. Bis er eine Lücke entdeckte, mich sein Blick traf, und er für die Dauer von zwei Sekunden regelrecht erstarrte.

Wußte er Bescheid?

Seine Augen schienen noch eisiger zu werden, aber der Ausdruck verschwand sehr schnell, wurde regelrecht gleichgültig, und Harry drehte sich um, damit er seiner Arbeit nachgehen konnte.

Eine der Kellnerinnen kam vorbei. »Wollt ihr was?« fragte sie.

»Champagner-Cocktail!« bestellte Germaine. Bill und ich nahmen Whisky.

Die Kleine schaffte es, die Getränke zu bringen, ohne daß etwas verschüttet wurde. Mit wütenden Worten, die schon Beschimpfungen ähnelten, verschaffte sie sich freie Bahn. Man kannte das hier, und die Gäste lachten, während sie noch enger zusammenrückten. Bill zahlte die Rechnung.

Ich empfand die Summe als unverschämt, aber man war in Cannes!

Wer gehörte zu den Höllenbrüdern?

Darüber dachte ich nach, als ich die ersten Schlucke nahm. Zahlenmäßig taten sich Männlein und Weiblein nichts, da herrschte Gleichgewicht, jeder konnte zu den Höllenbrüdern gehören. Einem Gangster sieht man es nicht an, daß er einer ist. Einem Diener der Schwarzen Magie auch nicht. Werverbarg sich hinter den lächelnden, manchmal auch maskenhaft starren Gesichtern?

Ich konnte nur raten.

War es vielleicht der dunkelhaarige Playboy mit dem blitzenden Lächeln und der Kapitänsmütze auf dem Kopf, die er zum dunkelblauen Blazer trug. Er hatte sich gleich zwei Mädchen geschnappt, die in seinen Armen hingen und ihm abwechselnd, weil seine Hände ja beschäftigt waren, Drinks einflößten.

Meine Gedanken wurden unterbrochen, weil mich Germaine Gradie angestoßen hatte.

Bevor ich sie fragen konnte, was los war, schob sie sich vor und erreichte die Bar, wo wie durch ein Wunder Plätze frei geworden waren. Sogar für uns drei.

Bill hatte sich ebenfalls schon einen Platz ergattert, ich kam als letzter und stellte mich neben ihn.

»Das klappte ja gut«, sagte ich und mußte mich schräg hinstellen.

»Stehst du bequem?« fragte Bill.

»Ja.«

»Das glaube ich, aber tu mir einen Gefallen und nimm deinen Fuß von meinem Zeh.«

»Und ich dachte schon, hier gäbe es einen weichen Fußboden.«

»So kann man sich irren.«

Harry kam. Germaine hatte einen Hocker ergattert. Sie schaute den Keeper lächelnd an. »Hi, Harry.«

»Germaine, wie nett.« Er reichte ihr die Hand. Dabei traf uns ein Blick seiner kalten Augen. »Sind das deine Freunde?«

»Sicher.«

»Dann sind sie auch meine. Ich grüße euch.« Auch wir bekamen einen Händedruck.

»Sie sind aus der Branche!« erklärte Germaine.

»Auch Mode?«

»So ist es.«

»Und was macht Duce?« Harry fragte es mit dem unschuldigsten Gesicht der Welt.

»Er lebt nicht mehr.«

»Ach.«

»Ja«, sagte Germaine, »er ist tot. Es erwischte ihn in London.«

Der Keeper verzog das Gesicht. »Da möchte ich nicht sterben, wirklich nicht. Tut mir leid um Yves. War ein netter Kerl. Wir trinken noch einen aef ihn. Bis gleich.« Er winkte lässig und kümmerte sich wieder um die anderen Gäste.

»Das also war Harry«, sagte Bill.

»Das ist er«, erwiderte Cermaine.

»Und?« Bill räusperte sich. »Hat er sich verändert?«

Germaine rauchte und blies den Qualm gegen eine der strahlenden Untertassen. »Nein, er ist völlig normal. Keine Veränderung. Anscheinend sieht er alles sehr gelassen. Aber schauspielern konnte er schon immer.«

Ich wechselte das Gesprächsthema. »Sehen Sie eigentlich alte Bekannte hier?«

Sie verzog die Mundwinkel. »Jede Menge.«

»Aber Sie wissen nicht, wer zu dem Club gehört?«

»Nein.«

»Das ist natürlich schlecht.«

»Wer könnte denn dazu gehören?« fragte ich.

Sie lächelte knapp. »John, Sie stehen noch immer schräg. Der Typ, der sie mit seinem Rücken fast berührt, ist einer aus der Kosmetikbranche. Ein Generalvertreter. Mit ihm hatte Yves auch zu tun.«

»Interessant.«

Bill kannte mich. »Willst du ihn testen?«

»Weshalb nicht?«

»Ohne Kreuz?«

»Das geht auch anders«, erwiderte ich und legte den linken Zeigefinger gegen die Lippen, als Bill noch eine Zusatzfrage stellen wollte. Mit der rechten Hand griff ich in die Tasche. Dort befand sich magische Kreide. Sie wurde aus Tierfetten hergestellt, die man kochte und in die man einige spezielle Kräuter mischte. Zudem wurde das Gebräu vor dem Erkalten noch magisch beschworen.

Die Kreide besaß eine dunkelgrüne Farbe. Bill sah das Stück zwischen meinen Fingern. Er grinste verstehend und nickte leicht. Cermaine wunderte sich nur.

Ich klebte mit dem anderen Gast tatsächlich fast zusammen. Aber ich brauchte seine Hand.

Die Kreide selbst hatte ich so weit in meiner Rechten verschwinden lassen, daß zwischen Daumen und Zeigefinger nur mehr ein winziger Teil hervorschaute.

Für meine Zwecke reichte er völlig aus.

Ich drückte dem anderen zweimal den Ellenbogen in die Seite. Das mußte er einfach spüren.

Er reagierte so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Mit einem wütenden Laut auf den Lippen fuhr er herum, auch ich drehte mich, sah seine Hand über die Thekenfläche gleiten und malte mit der weißmagischen Kreide blitzschnell einen Strich auf seine Haut.

Wahrscheinlich hatte er die Bewegung nicht gesehen, aber er spürte die Folgen der Tat.

Die Hand blieb auf dem Tresen liegen. Wo sie von der magischen Kreide erwischt worden war, befand sich ein fast schwarzer Strich, über dem eine Qualmwolke kreiste.

Plötzlich verzerrte sich das Gesicht des Mannes zu einer grenzenlosen Qual, im nächsten Augenblick sackte er zusammen und begann, fürchterlich zu schreien...

Diese gellenden Laute übertönten noch die Musik!

Obwohl der Raum zwischen uns eng war, hatte sich der Mann zu Boden gedrückt. Er hockte noch, der Oberkörper war vorgebeugt, den Kopf preßte er gegen die Außenhaut der Bar.

Und er schrie.

Die Menschen in seiner Nähe waren schockiert und überrascht. Nur dachte keiner daran, dem Mann zu helfen, so etwas waren die Typen nicht gewohnt. Die Frauen machten den Anfang, drückten sich zurück, ihre Gesichter zeigten Ekel und Abscheu.

Bevor ich den Mann in die Höhe zog, schaute ich Bill und

Germaine an, die sehr gespannt waren.

Auch Harry sah ich.

Er hielt einen silbernen Mixbecher fest und stand auf der Stelle wie ein Denkmal. Ich bückte mich.

Plötzlich hatte ich Platz. Die anderen Gäste bildeten einen Halbkreis. Hinter ihnen drängten sich weitere Neugierige, die über die Schultern der Leute schauen wollten.

Als ich dem Mann unter die Achseln faßte, schrie er nicht mehr. Nur noch ein leises Wimmern drang aus seinem Mund. Ich hob ihn an, damit er wieder so stehen konnte wie zuvor. Die Kreide hatte ich natürlich verschwinden lassen.

Er wäre zusammengebrochen, hätte ich ihn nicht mit der linken Handfläche am Rücken abgestützt.

Mit der rechten Hand packte ich seinen rechten Arm, hob ihn an und hämmerte die verletzte Hand auf die Thekenfläche. Zwei Gläser wurde berührt. Sie rutschten weiter und fielen in ein mit Wasser gefülltes Spülbecken. Ich aber starrte auf die rechte Hand des Mannes. Und nicht nur ich. Auch Bill und Germaine konnten ihre Blicke davon nicht mehr lösen. Es war keine Hand mehr, die auf der Theke lag, sondern eine schwarz verbrannte Klaue!

Irgendwie hatte ich plötzlich das Gefühl, auf einer einsamen Insel zu stehen, obwohl um uns herum der Stimmenwirrwarr nicht abgeflacht war und zahlreiche Gäste einen Blick auf die Hand werfen wollten, ich sie aber abdeckte.

Nur bestimmte Personen konnten sie sehen.

Auch Harry.

Die Kleine mit den roten Haaren hatte sich abgewandt und die Hände vor ihr Gesicht geschlagen, Harry aber kam näher, ohne daß ich ihn dazu aufgefordert hätte.

Die Hand wurde zwar von mir gehalten, sie lag trotzdem nicht ruhig, denn durch den Arm lief ein Zucken, und die Verfärbung setzte

sich auch fort, denn sie lief über das Gelenk hinaus, um den Unterarm zu erreichen. Der Mann selbst lag mit dem Gesicht auf der Bar. Er japste nach Luft.

»Nun, Harry?« fragte ich den Keeper und schaute ihn starr an.

»Was sagen Sie dazu?«

»Nichts.«

»Haben Sie keine Erklärung?«

»Wie sollte ich?«

Ich schaute ihn scharf an. In seinem Gesicht rührte sich nichts. »Es ist doch unwahrscheinlich, daß so etwas passiert, nicht wahr?«

»Ja, deshalb habe ich ja keine Erklärung.«

»Harry, Sie lügen! Sie kennen den Mann gut, nicht wahr?«

»Nur flüchtig.«

»Dann gehört er nicht zum Kreis der Höllenbrüder?«

»Was ist das denn?«

»Schon gut, Harry, kümmern Sie sich um ihn. Er kann ja nicht hierbleiben.«

»Ich werde ihn wegbringen.«

»Und wenn er stirbt?«

Harry schaute auf die Hand, die keine mehr war, nur eine verbrannte schwarze Klaue. Er hob die Schultern. »Man könnte einem Arzt Bescheid geben.«

»Man muß sogar. Aber einen Spezialisten, der die Hand amputiert.«

»Auch das wird geschehen.«

Der Keeper telefonierte. Wir warteten, enthielten uns eines Kommentars, und es dauerte zum Glück nicht lange, bis die Männer der Ambulanz eintrafen.

Ein Arzt war ebenfalls dabei. Er verstand die Welt nicht mehr, sprach aber auch von einer Amputation, als der Mann auf die Trage gelegt wurde. Er war inzwischen bewußtlos geworden. Und ich halte

mit meinem Versuch voll ins Schwarze getroffen.

Kaum waren die Träger mit dem Verletzten verschwunden, hatte ich das Gefühl, als würde jemand einen Vorhang aufziehen, um eine neues Bühnenbild zu zeigen.

Man feierte weiter.

Auch das Grauen störte die Menschen nicht. Es schockierte sie im ersten Moment zwar, dann jedoch war jeder froh, daß es ihn nicht erwischt hatte.

Ich wurde als Zeuge angesprochen. Man fragte mich, wie es dazu hatte kommen können.

»Ich weiß es selbst nicht.«

»Hat er sich verbrannt?«

»Ja, daß muß es wohl gewesen sein.«

Damit gaben sich die Leute zufrieden. Harry war auch wieder da, und er bediente weiter, aber öfter als zuvor warf er uns mißtrauische Blicke zu. Als wir neue Drinks bestellten, brachte uns das Mädchen die Getränke. Germaine Gradie sprach mich an. »War es nicht ein Fehler, sich so zu zeigen?«

Ich gab ihr Feuer für eine Zigarette. »Nein, ich wollte ihn ja aus der Reserve locken.«

»Aber er läßt sich nichts anmerken.«

»Warten wir es ab.«

Aus den Lautsprechern drang die Stimme von Jennifer Rush. Sie schmetterte ihre heißen Songs, nach deren Rhythmen sich die Gäste auf der Tanzfläche bewegten.

Bill Conolly war beschäftigt. Eine Blondine, aufgemacht wie Marilyn Monroe, stand neben ihm. Sie redete auf meinen Freund ein, der ziemlich einsilbige Antworten gab.

Ich wandte mich wieder an Germaine. »Sie kennen diesen Harry doch länger?«

»Aber nicht genau.«

»Trotzdem. Wissen Sie vielleicht, wo er wohnt?«

»Ja. Hier.«

»Im Haus?«

»Oben muß er seine Wohnung haben.«

Ich nickte langsam. »Interessant«, sagte ich.

»Wieso? Wollen Sie sich dort einmal umschauchen?«

»Nicht nur dort, auch woanders. Harry steht mit dem Satan in Verbindung. Ich habe meine Erfahrungen sammeln können. Menschen, die der Hölle dienen, müssen auch mit deren Herrscher in Kontakt treten können. Das schaffen sie nur, wenn irgend etwas vorhanden ist, das als Katalysator dient. Sie brauchen praktisch einen Beschleuniger, um dem Satan guten Tag sagen zu können, sagen wir es mal so.«

»Ich verstehe nicht.«

»Einen magischen Gegenstand. Oft ist es ein Bild oder ein magisches Zeichen. Mal sehen.« Ich rutschte zur Seite.

»Wollen Sie wirklich seine Wohnung durchsuchen?«

»Wenn sie offen ist.« Von Bill verabschiedete ich mich nicht, bat Germaine aber, unbedingt an diesen Plätzen auszuharren, bis ich wiederkam.

»Wann denn?«

»Sagen wir so. Falls ich mich in einer Stunde noch nicht gemeldet habe, soll Bill die Polizei anrufen.«

»Gut, ich werde es ihm ausrichten.«

So daß mich Harry nicht sah, zog ich mich zurück und tauchte schnell im Gewühl der Gäste unter.

Der Anfang war gemacht, das Ende wollte ich einläuten...

»Wo steckt John denn?« Bill war die Blonde endlich losgeworden und wandte sich Germaine zu.

»Er sucht in Harrys Wohnung nach Spuren oder Hinweisen.«

»Auch das noch.«

»Wir sollen aber abwarten, hat er gesagt.«

»Das kann ich mir lebhaft vorstellen.«

»Haben Sie was?« fragte Germaine, weil der Reporter so hart sein Glas umklammerte.

»Ja, das ist typisch für ihn. Er macht das meiste allein.«

»Das ist sein Job, nicht.« Germaine griff zu einer neuen Zigarette und zündete sie an der Glut der alten an.

»Natürlich ist es sein Job, aber wir sind gemeinsam hierhergekommen.«

»Wir behalten eben Harry unter Kontrolle.«

»Auch das.«

Harry mußte einfach aufgefallen sein, daß einer der drei verschwunden war. Dennoch ging er völlig normal seiner Arbeit nach und tat nichts, was irgendwie auffällig gewesen wäre.

Arbeiten konnte er. Manchmal schien er drei, vier oder gar sechs Hände zu besitzen.

Bill schielte auf seine Uhr.

»Die Stunde ist noch nicht vorbei«, sagte Germaine. »Ich weiß, aber das ist es nicht. Irgendwie habe ich ein schlechtes Gefühl.«

»Wegen Ihres Freundes?«

»Das noch nicht mal so. Aber Harry gefällt mir nicht. Der gibt sich einfach zu locker und cool.«

»Möglicherweise sind wir auf dem falschen Dampfer!«

Bill schaute seine Begleiterin aus großen Augen an. »Das glauben Sie doch selbst nicht.«

Sie hob die Schultern. »Ich weiß bald wirklich nicht, was ich noch glauben soll und was nicht. Irgendwie geht bei mir vieles durcheinander. Der Mann mit der verbrannten Hand. Obwohl es noch nicht lange zurückliegt, habe ich das Gefühl, geträumt zu haben. Und schauen Sie sich mal die Gäste an. Die tun so, als wäre nichts

geschehen. Trinken, tanzen und lachen weiter.«

»So sind die Menschen«, sagte Bill.

Die nächste Frage klang nachdenklich. »Überall?«

»Fast«, erwiderte der Reporter. »Glauben Sie mir, ich kenne viel von der Welt. Große Unterschiede gibt es in den sogenannten zivilisierten Kreisen leider nicht.«

»Jetzt werden wir philosophisch.«

Der Reporter lächelte und nahm einen kleinen Schluck. »Das muß auch mal sein.«

Sie schauten wieder zu Harry hin, der sich soeben umwandte, sie ebenfalls ansah, lächelte und die beiden Gläser sinken ließ, die er in den Händen gehalten hatte.

Dann kam er auf sie zu.

»Was will der denn?« fragte Bill.

»Keine Ahnung.«

Der Reporter schluckte mit den Fingern. »Doch, jetzt fällt es mir wieder ein. Der Knabe muß noch sein Versprechen einlösen.«

»Wieso?«

»Er wollte uns doch einen Drink spendieren.«

»Darauf kann ich verzichten.«

Sie hatten Glück, weil Harry noch von anderen Gästen aufgehalten wurde. Bill nahm den Gesprächsfaden wieder auf. »Ich auch, meine Liebe, aber so halten wir ihn wenigstens von John Sinclair weg. Soll er sich lieber mit uns beschäftigen.«

»Wenn Sie meinen...«

An der Bar gab es einige Veränderungen. Eine andere Musik spielte jetzt. Viel weicher und softer. Auch das Licht paßte sich der musikalischen Umgebung an. Es wechselte seine Farbe und bekam einen rötlichen Schimmer, der sich auch über die Tanzfläche hinaus ausbreitete.

Man tanzte jetzt enger, auch außerhalb der Fläche hatten sich die

Paare gefunden.

Harry überwand die trennende Distanz. Als er stehenblieb, lächelte er auch. »Jetzt wird alles ruhiger ablaufen«, erklärte er. »Ich habe die entsprechenden Scheiben aufgelegt, das wollen die Leute nach der Hitze des Tanzes.«

»Und niemand denkt mehr über den Verletzten nach?« fragte Germaine.

Harry hob die Schultern. »Sie wissen selbst, in welcher Zeit wir leben. Heutzutage ist alles sehr rasant, da nimmt man wenig Rücksicht, man erinnert sich nicht an Versprechen, die man einmal gegeben hat — bis auf eine Ausnahme.«

»Sie etwa?« fragte Bill.

»Ja — ich.«

»Was soll das heißen?«

»Sehen Sie, Mister, auch Sie erinnern sich nicht mehr. Ich hatte Ihnen beiden einen Drink auf Kosten des Hauses versprochen. Das Versprechen will ich einlösen.«

Der Reporter hob die Schultern. »Ehrlich gesagt, ich habe eigentlich genug.«

»Müssen Sie noch fahren?«

»Auch.«

»Cannes ist nicht sehr groß, man kann auch zu Fuß gehen. Außerdem gibt es Taxen.« Harry lächelte superfreundlich und strich über sein blondes Haar. »Denken Sie mal nach, meine Lieben. Sie bekommen nicht irgendeinen Drink, sondern meinen Spezial-Mix. Es ist ein Cocktail, den ich kreierte.«

Germaine griff zu einer neuen Zigarette und bekam von Harry Feuer gereicht. »Wie schmeckt der denn?«

»Frauen und Männern gleichermaßen gut. Das ist eine Mischung, die ich erfand. Nicht zu süß, nicht zu bitter und auch nicht zu hart. Lassen Sie sich überraschen.«

Germaine schaute Bill an, als wollte sie ihn durch ihre Blicke allein überzeugen.

»Aus welchen Bestandteilen setzt sich Ihr Drink denn zusammen?« wollte der Reporter wissen.

Harry wedelte Zigarettenqualm zur Seite. »Sie verzeihen, Monsieur, aber über die Zusammensetzung möchte ich nichts verraten. Sie soll mein Geheimnis bleiben. Ich habe den Drink erfunden. Wenn andere Bescheid darüber wüßten, wäre er nicht mehr exklusiv. Verstehen Sie?«

»Klar.«

Harry hatte die gespreizten Hände auf den inneren Bartresen gelegt.

»Nun, haben Sie sich entschieden?« wandte er sich an beide Besucher gleichzeitig.

»Eigentlich ja«, erwiderte Germaine. »Und Sie, Bill?«

»Na ja.« Der Reporter lächelte. »Einen halben vielleicht. Ich habe schon Whisky getrunken.«

In Harrys blauen Augen blitzte es für einen Moment auf. »Das werden Sie nicht bereuen. Der Drink ist hervorragend. Er wird Ihnen ausgezeichnet munden.«

»Wir wollen es hoffen.«

»Bis gleich dann.«

Harry drehte sich um. Er bediente noch andere Gäste und kam nicht sofort dazu, den Cocktail zu mixen. »Den haben wir beschäftigt«, sagte Germaine.

»Ja, das stimmt.«

Germaine Gradie legte die Stirn in Falten. »Der Unterton in Ihrer Stimme hat mir nicht gefallen, Bill. Haben Sie irgend etwas?«

»Im Prinzip nicht, aber unser Freund hat für meinen Geschmack ein bißchen viel Wirbel um den Drink gemacht. Der muß wirklich etwas ganz Besonderes sein.«

»Ja, das ist er wohl.«

»Vielleicht auch gefährlich.«

Germaines Gesicht bekam einen überraschten Ausdruck. »Meinen Sie, der Kerl will uns vergiften?«

»Damit rechne ich allemal.«

Germaine lächelte. Es war nicht echt, nur unsicher. »Aber das kann ersieh nicht erlauben. Hier vor Zeugen. Wenn wir umkippen und...«

»Das braucht nicht so zu sein. Man kann einen Menschen auch anders vergiften.«

»Und wie?«

»Werden wir sehen.«

Die Frau rutschte unbehaglich auf ihrem Hocker. »Dann hätten wir doch nicht zustimmen sollen.«

Bill winkte ab. »Lassen wir erst einmal alles auf uns zukommen. Wir haben ihn noch nicht.«

Aber Harry war bereits damit beschäftigt, die Drinks zu mixen. Er hielt einen langen, silbrig schimmernden Mixbecher in der rechten Hand. Was sich im Becher befand, hatte keiner der beiden erkennen können. Harry war einfach zu schnell vorgegangen. Die übrigen Gäste wurden von der Rothaarigen bedient.

»Das gefällt mir immer weniger«, flüsterte Germaine.

»Mir auch.«

»Wir könnten verschwinden.«

»Nein, nur nicht verdächtig machen. Der Kerl muß hinter der Bar gehalten werden. Da muß man schon in den sauren Apfel beißen.«

»Oder einen bitteren Drink schlucken.«

»Auch das.«

Das Publikum an der Bar hatte abermals gewechselt. Die männlichen Gäste überwogen. Wahrscheinlich geschah dies in gewissen Abständen und Wellen.

Mit der freien Hand winkte Harry ihnen zu. »Die Sache ist gleich erledigt«, erklärte er, »einen Augenblick noch.« Er drehte sich um

und holte aus einem Regal zwei hohe Longdrinkgläser. Er kippte sie und stellte sie vorden beiden hin.

»So«, sagte er, »alles fertig.«

Bill zeigte auf den Mixbecher. »Und darin befindet sich Ihr Spezial Gebräu?«

»Ja, extra für Sie beide.«

»Das freut einen dann auch.«

Germaine sagte nichts. Sie beobachtete den Keeper aus unruhigen Augen. Harry gab sich gelassen. Er öffnete den Deckel, kippte den Shaker und ließ beide einen Blick hineinwerfen.

»Sieht komisch aus«, kommentierte Bill. »Dazu qualmt das Zeug etwas und brodeln sogar. So einen Drink habe ich noch nie gesehen.«

»Das bekommen Sie auch nur bei mir.« Harry zog den Shaker wieder weg und begann damit die Gläser zu füllen.

Das Zeug rann fast wie Sirup in die Gefäße. Er hatte sich tatsächlich an ihre Wünsche gehalten, denn beide Gläser wurden nur mehr bis zu einem Drittel gefüllt.

Mit einer schnellen Drehung des Shakers holte er auch noch den letzten Tropfen weg und schob mit einem lauten »Voilà« Germaine Gradie das erste Glas zu.

»Der Drink ist ja warm«, sagte sie überrascht.

»Richtig.«

»Eis gibt es wohl nicht dazu?« fragte Bill.

»Nein, Sie müssen ihn schon so zu sich nehmen. Das ist auch nicht schlimm — oder?«

»Kaum.«

»Dann sage ich schon einmal à votre San...«

»Nein, nein!« Bill redete in den Trinkspruch des Keepers hinein. »Ich habe es mir überlegt.« Er deutete auf das Glas. »Entschuldigen Sie, aber dieses brodelnde, warme Zeug kann ich nicht trinken. Das würde mir quer die Kehle runterfließen.«

»Sie wollen nicht?«

»Ich kann nicht!«

Harrys Mund verzog sich. »So etwas habe ich noch nie erlebt. Das hat kein Gast gewagt. Jeder, dem ich den Drink anbot, war stolz darauf, ihn zu sich nehmen zu dürfen. Und Sie haben die Stirn, ihn einfach abzulehnen und mich zurückzuweisen?«

»Die habe ich.«

Harry ballte die Hände. »Sie werden ihn trinken!« flüsterte er.

»Verdammt, Sie werden ihn trinken!«

»Nie!«

»Harry!« sagte Germaine, »was ist los mit Ihnen?«

»Man beleidigt mich nicht«, erwiderte der Keeper. »Nein, das habe ich noch nie zugelassen. Ich wollte Ihnen einen Drink spendieren. Bitte, Sie werden ihn nehmen müssen, ob Sie es wollen oder nicht. Der Drink ist für Sie, nur für Sie allein!«

»Sie können uns nicht zwingen«, sagte Bill.

»Wetten doch?«

Der Reporter lächelte. »Wie denn?«

Germaine legte ihre Hand auf Bills Unterarm. »Ich glaube, Harry hat recht. Drehen Sie sich mal vorsichtig um.«

Das tat Bill nicht. Er blieb auf dem Hockersitzen, aber er bewegte den Kopf und hatte auch so die Chance, das zu sehen, was ihm überhaupt nicht gefiel.

Harry hatte sie durch das Mixen des Drinks bewußt abgelenkt, und zwar von den Personen, die sich hinter und neben ihnen aufgebaut hatten und sie einengten.

Das waren die Freunde des Keepers. Es kam auch noch etwas hinzu. An der linken Hüftseite spürte Bill Conolly plötzlich die Mündung einer Waffe.

Er wußte Bescheid.

Und auch Harry hatte viel gesehen. »Wirst du den Drink nun zu dir

nehmen, Meister...?«

Bill lächelte schief. »Es scheint uns wohl nichts anderes übrigzubleiben.«

»Das meine ich auch«, erwiderte Harry und deutete auf die beiden Gläser.

Ich war gut und vor allen Dingen auch ungesehen weggekommen. Schon nach vier, fünf kurzen Schritten hielt mich das Gewühl im Lokal schützend umfassen, so daß ich von der Bar her nicht mehr gesehen werden konnte.

Irgendwo mußte es ja auch zu den Toiletten oder in das Büro des Barbesitzers gehen.

Ich fand den Weg nicht sofort. Wenn es Hinweise gab, waren sie jedenfalls nicht zu sehen. Deshalb hielt ich ein Girl am Arm fest und zog es zu mir heran.

»Süßer, du bist aber stürmisch.«

»Und du sagst mir, wo ich die Toiletten finde.«

Sie kicherte. »Was willst du denn da?«

»Mein Ende betrachten.«

Über den Witz lachte sie noch schriller, aber ich bekam meine Antwort ziemlich schnell, denn sie wollte wieder zu ihren Leuten, um denen meine Antwort mitzuteilen.

Eine Gittertür führte zu den Räumen, nachdem man einen Gang durchquert hatte, in dem einige Plakate hingen, die auch die miese Atmosphäre nicht aufhellen konnten.

Das sah man oft: Eine tolle Fassade und nichts dahinter. Nur Dreck. Zur Toilette wollte ich nicht. Mich interessierten andere Räumlichkeiten. Die Tür mit der Aufschrift Privat konnte ich nicht verfehlen. Ich hatte keinen triftigen Grund, sie aufzubrechen und war gezwungen, mich auch an die Gesetze zu halten. Natürlich war die Tür verschlossen. Sollte ich zurückgehen?

Jemand kam. Bevor ich den Harmlosen spielen konnte, hatte mich der Knabe schon entdeckt. »Willst du zu Harry?«

»Ja.«

Er pumpte sich auf, als er atmete. »Du hast keinen Schlüssel?«

»Noch nicht.«

»Mit wem triffst du dich denn da?«

»Wer soll das schon sein?« Ich wußte zwar nicht, wo die Glocken hingen, spielte aber mit.

»Ja, ja, Gurni. Wußte gar nicht, daß er heute noch kommen will. Dieser Hund von Dealer kriegt nie die Schnauze voll.«

»Ich habe eben Druck.«

»Und wo hast du den Schlüssel?«

»Vergessen.«

Der andere war schon leicht angetrunken, sonst wäre er mißtrauischer gewesen. Er schaute sich die Tür an und steckte einen flachen Schlüssel in das Schloß.

»Geh rein.«

»Danke.« Ich stieß die Tür auf und betrat ein peinlich aufgeräumtes Büro, in dem nichts herumlag. Klar, wenn es als Treffpunkt für Fixer und Dealer diente.

Ein Fenster sah ich auch. Es führte zum Hof. Damit niemand so einfach verschwinden konnte, war es vergittert worden.

Für mich war guter Rat teuer.

Ich stand mutterseelenallein im Büro des Keepers, Zeit verging, ohne daß ich einen Erfolg erzielte.

Und dann hörte ich ein Geräusch an der Tür.

Schnell wie der Blitz bewegte ich mich und tauchte hinter den ziemlich hohen Schreibtisch. Dort blieb ich hocken und hoffte, nicht entdeckt zu werden.

Ich peilte um die Kante herum und sah, daß ein Mann das Büro betreten hatte. Vom Sehen her kannte ich ihn. Er war mir in der Bar

ein paarmal aufgefallen. Auch er hatte für kurze Zeit in meiner Nähe gestanden. Der Eindringling bewegte sich überhaupt nicht vorsichtig. Er kannte sich hier aus.

Aus meiner Perspektive sah ich seine Beine. Sie bewegten sich auf die Wand links von mir zu. Ich mußte meine Haltung ein wenig verändern, um ihn sehen zu können. Vor der Wand blieb er stehen. Den kleinen grauen Kasten hatte ich bereits bei meinem Eintritt bemerkt. Der andere zog die schmale Tür auf, und sofort fiel ein schmaler Lichtstreifen gegen sein Gesicht, der auch das Innere des Kastens erhellte. Der Mann drückte irgendeinen Kontakt, denn die im rechten Winkel zu ihm stehende Wand erwies sich als Attrappe, als sie mit einem leisen Summen zur Seite schwang.

Hinter ihr lag ein zweiter Raum.

Ich richtete mich hinter meiner Deckung ein wenig auf, um besser sehen zu können.

Es war lächerlich und auch kaum zu fassen, aber ich hatte das Gefühl, den Schatten eines Galgens im schwachen Licht zu sehen. Der Mann verdeckte ihn dann, als er sich bückte, aus irgendeinem Schrank etwas holte und den Raum sofort wieder verließ.

Ich drückte mich gegen den Boden, konnte aber noch erkennen, daß der Kerl zwei kleine Flaschen in seinen Händen hielt und mit seiner Beute das Büro verließ, nachdem er die Wand wieder geschlossen hatte. Ich richtete mich auf und wischte über meine feuchte Stirn. Himmel, wer hätte das gedacht, ich nicht, aber manchmal muß der Mensch eben Glück haben.

Der versteckte Raum interessierte mich natürlich besonders, und ich dachte dabei auch an den Galgenschatten.

Was der Eindringling gekonnt hatte, das schaffte ich auch. Als ich die Klappe aufzog und auf die kleine, erleuchtete Schalttafel schaute, freute ich mich über die Sorgfalt des Keepers. Er hatte jeden Schalter beschriftet.

Ich drückte den mit der Aufschrift Wand nach unten. Wieder vernahm ich das leise Rollen, als sie auf den nicht sichtbaren Schienen zurückglitt, sich vor mir öffnete, so daß ich in den versteckten Raum schreiten konnte.

Zunächst erkannte ich, daß ich mich nicht geirrt hatte. In dem Raum stand tatsächlich ein Galgen. Aus dem Büro fiel genügend Licht, so daß der Galgen auch einen langen Schatten warf.

Ich schaute auf den Schlingenschatten, der sich leicht bewegte. Ein paarmal mußte ich schlucken, denn einen Galgen hätte ich hier nicht vermutet.

Hing Harry seine Opfer etwa auf?

Gehört hatte ich davon nichts, aber der Beweis war mir geliefert worden. Kaum zu fassen.

Ich schritt auf den Galgen zu. Natürlich stach mir auch der rote Kreis auf dem Boden ins Auge. Ersah aus, als wäre er mit Blut gezeichnet worden. In seinem Innern zitterte die Schlinge.

Zwei kleine Flaschen, ein Galgengerüst, ein Kreis — wo gab es da die Verbindung?

Ich ging um den Kreis herum. Kreise haben eine magische Bedeutung seit alters her gehabt. Ich kannte mich ein wenig aus und wußte auch, daß sie oft genug benutzt wurden, um irgendein Gebiet einzukreisen, in dem eine Beschwörung stattfinden sollte.

War das hier ebenfalls so?

Ich bückte mich so, daß ich die baumelnde Schlinge direkt vor meinen Augen hatte. Sie interessierte mich nicht, der Kreis war wichtiger. Meine Fingerspitzen glitten über den dick gemalten Rand. Er war eingetrocknet und nicht mehr feucht.

Ich tastete weiter auch das Innere des Kreises ab. Der Untergrund fühlte sich warm an.

Das konnte nicht normal sein, weil der Boden ansonsten ziemlich kalt war.

Leider trug ich mein Kreuz nicht bei mir, denn ich ging davon aus, daß ich meine Hände in eine magisch geladene Zone hineingedrückt hatte. Das war kein Irrtum, denn die Zone füllte sich plötzlich mit der Magie, die tief in ihr steckte.

Sie wurde für mich sichtbar!

Zunächst sah ich nur die roten, sich bewegenden Feuerzungen oder Schlieren, so daß ich das Gefühl hatte, in den Würfel des Unheils zu schauen.

Aber aus der Tiefe stieg etwas hoch. Und nicht nur das, es nahm auch Gestalt an, so daß ich sehr bald ein mir bekanntes, dreieckiges Gesicht erkannte.

Es gehörte Asmodis, meinem Todfeind!

Er und Harry hatten also ihre Hände in diesem dämonischen und teuflischen Spiel.

Wie hätte es auch anders sein können!

Und Asmodis, der Höllenherrscher, mußte mich ebenfalls gesehen haben. Anders konnte ich sein Grinsen nicht deuten. Seine Stimme klang kratzig und höhnisch, als er mich aus der Tiefe her ansprach. »Na, Geisterjäger, hast du mich gefunden?«

»Wie du siehst.«

»Sehr schön, und ich habe das Gefühl, daß du ohne dein Kreuz gekommen bist — oder?«

»Woher willst du das wissen?«

»Ich spüre die Strahlung nicht. Du hast mal wieder sehr menschlich gehandelt. Ein Fehler, der nicht allein für dich tödlich sein kann, auch für deine Begleiter.«

»Weshalb denn?«

Asmodis lachte. »Kannst du dir das nicht denken? Du hast sie mit Harry allein gelassen, und Harry ist ein wahrer Meister im Mixen der Drinks. Das ist nicht alles. Er hat einen besonderen Drink, dem er den Namen Höllen-Cocktail gab. Wer ihn trinkt, gerät in meinen

Bann, der ist stark, dessen Bewußtsein breitet sich aus, er wird Erkenntnisse bekommen, wie sie ihm nur die Hölle geben kann.«

»Und er stirbt, wenn er die Macht meines Kreuzes spürt.«

»Das ist der einzige Nachteil«, gab der Teufel zu. »Zweimal ist es dir gelungen, ich bin jedoch davon überzeugt, daß wir auch dagegen noch ein Mittel finden werden. Dann, Sinclair, kannst du einpacken, denn es wird dir schlecht ergehen.«

»Was hat Harry vor?« fragte ich.

»Nichts.«

Ich verzog den Mund. »Hast du es jetzt noch nötig, mich hier anzulügen?«

»Du mußt mich richtig verstehen, Sinclair. Harry hat nichts mehr vor, er hat es bereits hinter sich gebracht.«

»Was?«

»Das Mixen!« Der Teufel lachte donnernd. »Ja, er hat den Drink bereits gemixt, und deine Freunde, Geisterjäger, werden ihn trinken. Sie bekommen ihn kostenlos, ein Geschenk des Hauses, ein...«

Ich hörte nicht mehr hin und schnellte hoch. Asmodis bestand aus Haß, Lug und Trug. Er besaß die Eigenschaften des Bösen, aber in bestimmten Situationen log er nicht. Wenn er seinen Triumph hinausschreien konnte, um andere zu demütigen oder fertigzumachen. Sein widerliches Gelächter hörte ich noch, als ich mich bereits an der Bürotür befand.

Jetzt kam es auf jede Sekunde an!

Harry zeigte noch immer auf die beiden Gefäße, in denen der Drink schimmerte. Und der Druck an Bills Hüfte wollte nicht weichen. Von den übrigen Gästen merkte niemand etwas von dem, was an der Bar vor sich ging. Die Leute waren viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Zudem kam es oft genug vor, daß sich Cliques an der Bar versammelten und die Köpfe zusammensteckten.

Wenn sie tranken, gerieten sie in den Bann des Teufels. Tranken sie nicht, würde der andere schießen. Bill konnte wählen, was besser war.

»Los!« sagte Harry.

Der Reporter schaffte es zu lächeln. Germaine saß steif wie ein Brett neben ihm. Auf ihrer Oberlippe glänzte ein matter Film aus Schweiß.

»Ich möchte gern wissen, was ich da zu mir nehme«, sagte Bill Conolly.

»Die Farbe Rot deutet auf Blut hin. Ist es das?«

Harry ließ sich noch ablenken. »Du hast fast richtig geraten. Aber es ist kein direktes Blut. Ich bezeichne es als einen Extrakt aus Dämonensaft.«

»Also doch Blut.«

»Nicht genau.«

»Und was befindet sich noch darin?«

Harrys blaue Augen wurden groß wie selten, als er die Antwort gab.

»Ingredienzen, die in der Hölle zusammengebraut sind. Drogen würden Sie sagen. Man erntet sie dort, man pulverisiert sie, denn sie erweitern das Bewußtsein.«

»Also werde ich zu einem Höllendiener?«

»So kann man es auch sagen.« Harry grinste.

Bill umfaßte das Glas. Diese Bewegung löste auch bei Germaine eine Reaktion aus, denn sie zuckte heftig zusammen.

Harry hatte seinen Spaß daran. »Sie hat Angst, das merke ich sehr deutlich. Aber das brauchst du nicht zu haben, Süße. Wer den Trank einmal zu sich genommen hat, dem eröffnen sich völlig neue Perspektiven. Der hat den großen Durchblick. Er wird merken, daß seine bisherige Existenz völlig falsch gewesen ist.«

»Ich bin zufrieden.«

»Man kann nie zufrieden sein.«

»Sie können reden, was sie wollen«, sagte Germaine mit spröder Stimme. »Aber ich habe gesehen, was geschieht, wenn jemand das Zeug hier trinkt.« Sie deutete mit dem hellrot lackierten Fingernagel auf das Glas. »Er explodiert, er löst sich auf, er...«

Harry stoppte ihren plötzlichen Redefluß mit einer wedelnden Handbewegung. »Du hast recht, er löst sich auf. Jedes Ding hat bekanntlich zwei Seiten. Er darf nicht mehr so leben wie zuvor, und er darf vor allen Dingen nicht mit bestimmten Gegenständen in näheren Kontakt treten. Dazu gehört nun mal ein Kreuz, wie es dieser Sinclair trägt. Diese Strahlung ist tatsächlich tödlich.«

»Ich wußte es.«

»Wenn du das Glas geleert hast, solltest du dich hüten, in die Nähe gewisser Gegenstände zu kommen.«

»Ich trinke das Zeug nicht!«

Harry erwiderte kalt: »Dann wird man dir eben eine Messerklinge zwischen die Rippen schieben.«

Germaine wurde noch blasser. Sie hatte erkannt, daß die Worte keine leere Drohung waren.

Aus den Lautsprechern erklang noch immer die weiche Musik. Man spielte »True love«, Bing Crosby und Grace Kelly sangen gemeinsam. Die Tänzer auf der Fläche und in den Gängen hielten sich noch enger umschlungen, wobei einige Hände auf Wanderschaft gingen. Keine Atmosphäre, um zu sterben, dachte Bill. In seinem Rücken hatte sich der Mündungsdruck verstärkt. Die Stelle schmerzte bereits. Auch Germaine Gradie zuckte zusammen. Hinter ihr stand ebenfalls ein Mann. Er trug eine Brille, hinter deren Gläser seine Augen unnatürlich groß wirkten. Harry hatte von einem Messer gesprochen. Wahrscheinlich hielt er ein solches Instrument in der Hand.

Ausgerechnet jetzt ist John nicht da, dachte Bill. Er wußte, daß er

die anderen nicht mehr lange würde hinhalten können. Und Harry, der Keeper nickte.

»Jetzt!« sagte er nur.

Bill hatte seine Hand nicht vom Glas weggenommen. Er spürte die Wärme der Flüssigkeit, die durch die Umwandlung an seine Haut drang. Der Drink schien zu köcheln. Über seiner Oberfläche tanzten leichte Dunstschleier, die aufgerissen wurden, wenn der Reporter hineinblies.

»Ich warte nicht länger!«

Bill hob das Glas an, Germaine beobachtete ihn. »Wollen Sie wirklich trinken?« fragte sie.

Harry lachte. »Es bleibt ihm nichts anderes übrig, wenn er überleben will.«

Bill winkelte seinen rechten Arm an und stemmte den Ellenbogen auf die Bar. Nichts wies daraufhin, daß er dem Befehl des Keepers nicht folgen wollte. Aus dem rechten Augenwinkel nahm er wahr, wie Germaine ihr Gesicht verzog.

»Das Messer!« ächzte sie.

»Ja.« flüsterte die Stimme des Mannes, der die Waffe hielt. »Dein Freund ist uns zu langsam. Wenn er so weitermacht, werde ich die Klinge in dich reindrücken.«

»Du Schwein!« keuchte Bill.

Harry stierte ihn an. Seine Augen wirkten dabei wie kleine, blaue Sonnen. »So ist das eben«, sagte er.

Die Hälfte der Strecke hatte das Glas bereits hinter sich gelassen. Noch eine Fingerlänge, dann würde es Bills Lippen berühren. Obwohl seine Hand kaum zitterte, spielten sich in seinem Innern regelrechte Erdbeben ab. Er dachte daran, dem Kerl vor ihm das Zeug ins Gesicht zu schleudern, aber was erreichte er damit?

Dann gaben sie ihm die Kugel, und Germaine neben ihm würde ebenfalls sterben.

Vielleicht konnte er auch die Flüssigkeit im Mund behalten und nur so tun, als würde er sie schlucken.

»Bitte, Bill...« Germaine flüsterte die beiden Worte, weil sie so litt.

»Okay.« Der Reporter setzte den Glasrand an seine Lippen...

Bis zum Lokal ging alles glatt. Da war mir niemand entgegengekommen. Danach wurde es schwierig. Wenn dieser verdammte Laden nur nicht so voll gewesen wäre, hätte alles besser ausgesehen. So aber mußte ich mich regelrecht durch die Massen wühlen, und das ging einfach nicht so rasch.

Selbstverständlich reagierten diejenigen sauer, die ich zur Seite stoßen wollte. Sie stemmten sich dagegen an, jemand hielt mich fest. Es war eine Frau. Die Finger mit den verschiedenartig lackierten Nägeln hielten mich am Oberarm fest. Ich mußte mich losreißen. Die Disco-Tante fiel einem anderen in die Arme.

Bill und Germaine mußten noch an der Bar sitzen. Sie war so umlagert, daß ich nur mehr die futuristischen Lampen über der Theke sah, sie selbst nicht.

Bis ich da durchkam, hatte ich bestimmt einige blaue Flecken. Es gab nur den Weg hinter der Bar.

Sie saßen alle sehr dicht. Dort, wo die Bedienung immer die Gläser holte, mußte auch der Durchgang sein. Auch die Stelle war besetzt. Ein Mann — schön, schmalhüftig und sonnenbraun - hielt mit seinem Freund die Stellung. Er himmelte seinen Partner dabei an, und sein Gesicht verzog sich vor Schreck, als ich ihn an der Schulter packte und praktisch vom Hocker drehte.

Der andere wollte protestieren. Ich war schneller und schleuderte auch ihn zur Seite.

Jetzt sah ich die Klappe.

Mit einem Griff schleuderte ich sie hoch, und als sie zurückfiel,

war ich bereits hinter der Bar.

Ich hatte Bill und Germaine kurz gesehen, auch die Gläser, die vor ihnen standen, als sich die Rothaarige mir in den Weg stellte. Sie breitete die Arme aus.

»Hier kommen Sie nicht weiter.« Mit ihrem gut proportionierten Körper warf sie sich gegen mich. Normalerweise hätte ich mich gefreut, hier herrschten andere Gesetze. Ich faßte sie an ihren nackten Schultern an und drückte sie so zur Seite, daß sie mit dem Rücken gegen das Flaschenregal stieß.

»Später trinken wir einen«, sagte ich.

Jetzt wurde auch Harry aufmerksam.

Er fuhr herum.

Ich zog die Waffe und sah im gleichen Moment, daß Bill Conolly sein Glas schon angesetzt hatte. »Nichts geht mehr!« schrie Harry, »nichts...«

Genau diesen Satz hörte auch der Reporter.

Er hatte nippen wollen, um die Flüssigkeit im Mund zu behalten, doch die Worte machten seinen Plan zunichte.

Auch Harry kümmerte sich nicht mehr um ihn, selbst der Waffendruck an seiner Hüfte ließ nach.

Die Überraschung war vollkommen.

Der Reporter nutzte die Chance. Er ließ das Glas nicht nur sinken, sondern kippte es um, blieb aber sitzen. Keiner achtete mehr auf ihn, selbst Harry nicht, der in das Gesicht und die Waffenmündung der Beretta starrte, die John Sinclair in der Hand hielt. Wie der Geisterjäger hinter die Bar gekommen war, wußte Bill nicht. Er freute sich darüber, daß er ihn sah.

Oft genug hatte es John nicht geschafft und war zu spät gekommen. In diesem Fall aber genau richtig.

Natürlich hatte auch ich die Worte gehört. »Nein, Harry, nichts geht

mehr. Sie haben recht!«

Noch immer funkelte er mich an. »Für euch nicht, ihr Hunde! Für euch geht nichts mehr. Er wird den Höllen-Cocktail trinken. Beide werden ihr Glas leeren...«

»Nein, Harry! Mein Freund hat den Drink ausgekippt!«

Der Keeper zuckte zusammen, drehte sich und sah die Lache auf der Bar. Sprechen konnte er kaum. Seine Kehle war wie zugeschnürt. Er bewegte seine Augendeckel, der Mund stand halboffen, und er sah so aus, als wollte er jeden Augenblick anfangen zu weinen. Die gesamte Aktion hatte nicht sehr viel Zeit in Anspruch genommen. Trotzdem wunderte es mich, daß noch keiner der Gäste reagierte. Wahrscheinlich waren die meisten schon zu angetrunken, aber die Reaktion kam. Eine an der Bar sitzende Frau streckte ihren Arm aus. Sie schrie nicht, aber der Satz hörte sich so an, als sie mit sich überschlagender Stimme brüllte: »Der hat eine Pistole!«

Dieser Satz Wirkte wie ein Signal!

Ich wunderte mich darüber, wie schnell sich eine Bar leeren konnte. Allerdings blieben fünf Personen neben Bill und Germaine zurück, während die anderen von ihren Hockern rutschten und in das Lokal hineinfliehen, wo sie natürlich mit den übrigen Gästen zusammenstießen, die nicht schnell genug Platz schaffen konnten.

Das Chaos war da. Von diesen Hully-Gully-Typen besaß keiner die Übersicht und Nerven, die Masse in die richtigen Bahnen zu lenken, damit jeder rasch genug zum Ausgang kam. An der Tür stauten sich die Menschen. Jeder schob und drückte, weil er zuerst auf der Straße sein wollte, obwohl noch nichts passiert war, was Gäste hätte in Gefahr bringen können.

Stühle und Tische fielen um. Auch die Getränke und Flaschen landeten am Boden, und manch teurer Champagner bildete perlende Lachen, auf denen die Leute noch ausrutschten.

Ich behielt Harry im Auge und gleichzeitig auch die fünf Personen,

die Germaine und Bill umstanden.

Harrys Höllenbrüder!

Er hatte sich wieder gefangen. »Bon«, sagte er, »ein Glas ist ausgekippt, aber es bleibt noch das zweite. Und das wird eure kleine Freundin leeren. Roland!« rief er. »Stoß ihr das Messer schon mal tiefer zwischen die Rippen!«

Roland mußte der Mann direkt hinter Germaine sein. Seine Augen hinter der Brille zuckten, er würde sicherlich nicht zögern, aber ich war noch schneller und sprang auf Harry zu.

Plötzlich hing sein Kopf schief und auch zurückgedrückt. Es lag an der Berettamündung, die ich gegen und auch unter sein Kinn gepreßt hatte.

»Er kann es versuchen«, sagte ich hart. »Sollte ich jedoch nur einen Schrei der Frau vernehmen, puste ich dir von unten her ein Loch durch den Schädel. Und glaube nicht, daß dich Asmodis schützen kann. Die Waffe hier ist mit geweihten Silberkugeln geladen!«

Harry ächzte. Sein Atem pffte über die Lippen. Ich hatte noch eine Hand frei, dachte an die magische Kreide und holte sie hervor. Das bekam Harry mit. Er schwitzte plötzlich.

»Sag ihnen, daß sie sich zurückziehen sollen. Wenn nicht, werde ich dich anmalen!«

Harry schwieg.

Dafür meldete sich Bill Conolly. »John, die zeigen sich hier ziemlich verstockt. Dieser Hundesohn hinter Germaine hat schon leicht zuge drückt. Ich sehe das Blut rinne n.«

Da hob ich den linken Arm und zog mit der magischen Kreide einen Strich quer über die Wange des Keepers. Für einen Moment konnte er es nicht begreifen, Unglaube zeichnete sich auf seinen Zügen ab, bis er zusammensackte und aufschrie.

Ich hielt ihn fest.

»Verschwindet!« brüllte ich den Kerlen zu, die einsahen, daß ich

die besseren Karten hatte.

Ich hielt Harry fest und drückte ihn in die Ecke der Bar, wo sich auch meine Freunde und die anderen fünf Höllenbrüder befanden. Jetzt konnte ich auch sie kontrollieren.

Sie zogen sich tatsächlich zurück. Ihre Gesichter verhiessen nichts Gutes.

Bill Conolly, der so lange dem Druck hatte standhalten müssen, drehte jetzt auf. Noch auf dem Hocker sitzend fuhr er herum. Sein Hammerschlag traf das Gelenk des Mannes, der die Waffe gehalten hatte. Der Kerl schrie auf, die Kanone entfiel seiner Hand, und auch Roland hatte sich zurückgezogen.

Das Messer hatte eine blutende Wunde an der Hüfte hinterlassen. Germaines Kleid färbte sich dort rot. Sie selbst sank nach vorn und stützte sich nur mühsam ab.

Ich konnte beruhigt sein, denn auch Bill hatte seine Waffe gezogen und hielt die Höllendiener vorerst in Schach. Sie standen mit halb erhobenen Armen vor ihm.

Harry versuchte nichts mehr. Die Beretta-Mündung war gewandert und berührte jetzt seinen Hals, wo das Fleisch straff gespannt war. »Asmodis wird sich freuen!« flüsterte ich, »wenn wir ihm gemeinsam einen Besuch abstatten. Vielleicht hängt er dich aus Dankbarkeit an den Galgen. Möglich ist bei ihm alles.«

Harry öffnete den Mund. »Du, du weißt?« fragte er.

»Ja — alles.«

Er war geschockt. Aus seinem Gesicht verschwand ein Teil der Bräune, so blaß wurde er.

»Ich war in deinem Büro. Der Trick mit der Wand ist gut, aber nicht zu gut.«

»Was willst du da?«

»Meinem Freund Asmodis zum Abschied zuwinken.«

Ich legte eine Hand auf Harrys Schulter, um ihn herumzudrehen,

denn er sollte vor mir hergehen. Dabei fiel mein Blick in sein Gesicht. Es war noch immer blaß, aber in den blauen Augen leuchtete es plötzlich triumphierend auf.

Gleichzeitig schrie auch Germaine. »John, aufpassen!«

Ich fuhr herum — und sah den Schatten, der auf mich zuraste...

Es war eine Flasche!

Gehalten wurde sie von der Rothaarigen, die auch zugeschlagen hatte, um ihrem Chef zu helfen.

Vielleicht hätte sie mir sogar den Schädel eingeschlagen, durch die rechtzeitige Warnung konnte ich mich noch drehen und kam auch weg aus der unmittelbaren Schlagrichtung.

Ich wurde trotzdem getroffen.

Meine Schulter, den Arm und auch den Ellbogen erwischte es, als die Flasche daran entlangsauste. Die Rothaarige hatte sich zu einer Furie entwickelt. Ich sah ihr grimassenhaftes Gesicht dicht vor mir. Der Mund stand weit offen und erinnerte mich an eine große, klaffende Wunde. Es war ihr gelungen, die Flasche zu halten, deshalb setzte sie auch zu einem zweiten Schlag an. Um ihn abzuwehren, mußte ich Harry loslassen und schaffte es gleichzeitig genau, meinen rechten Arm so hochzunehmen und anzuwinkeln, daß ich den der Rothaarigen abwehren konnte.

Beide Arme prallten zusammen.

Jetzt konnte sie die Flasche nicht mehr halten. Sie rutschte ihr aus den Fingern, knallte auf die Bar und zerbrach dort. Gin rann hervor und spülte sogar noch Splitter weg.

Harry hatte die Chance genutzt und war entwischt, während ich mich mit der Frau beschäftigte.

Sie versuchte es mit ihren Fingernägeln, die sie mir durchs Gesicht ziehen wollte.

Ich wich aus, stieß sie zurück, hörte einen Schuß. Die Frau torkelte

nach hinten, ich konnte den Kopf drehen und sehen, daß Bill geschossen hatte.

Der Kerl mit der Brille wand sich am Boden. Er hatte die geweihte Silberkugel ins Bein bekommen, überrollte sich mehrere Male und preßte seine Hand auf die Wunde.

Bill hatte meinen Blick bemerkt. »Mit denen werde ich fertig, John!« schrie er. »Kümmer du dich um Harry!«

»Okay!«

Davor stand noch die Barmaid. Sie wollte nicht weichen, so mußte ich es mit Gewalt versuchen. Als sie mich ansprang, hielt ich sie fest, dann den rechten Arm und schickte sie mit einem gezielten Schlag ins Reich der Träume.

Vor meinen Füßen sank sie zusammen.

Ich sprang über den Körper hin weg und machte mich abermals auf den Weg zu Harrys Büro, denn dort war er hingelaufen, wie mir Germaine Gradie noch nachschrie...

Harry spürte die Panik!

Sein Höllen-Cocktail hatte sich als Windei erwiesen. Damit war etwas eingetreten, womit er nie in seinem Leben gerechnet hatte. Voll und ganz hatte er dem Teufel das Vertrauen geschenkt.

Nun dieses.

Asmodis mußte ihm helfen. Nur dieses eine Mal noch. Schließlich ging es auch um diesen verdammten Sinclair, der ebenfalls zu den Feinden des Höllenchefs gehörte. Gemeinsam konnten sie es möglicherweise schaffen.

Als er sein Büro erreichte, war ihm alles klar. Sinclair hatte ihn nicht angelogen, denn die Tarnwand zu seinem versteckten Teufelsraum stand noch offen.

Die Galgenschlinge schaukelte noch immer, als wollte sie den Keeper willkommen heißen.

So schnell er auch gelaufen war, ebenso hastig stoppte er auch, denn auf der Schwelle zum anderen Raum bekam er Magendrücken. Es war wohl das schlechte Gewissen, das ihn peinigte, und ihm brach auch der Schweiß aus.

Vorsichtig ging er weiter.

Harrys Blick war dabei auf den Kreis gerichtet und auf den Schatten der Schlinge, der plötzlich einen rötlichen Schein bekam. Ein Zeichen dafür, daß sich die Magie innerhalb des Kreises belebte und sich der Teufel dort zeigen würde.

Asmodis kam auch.

Zuerst hörte Harry seine Stimme. »Komm näher, mein Freund und Diener. Ja, komm zu mir und tritt bis dicht an den Rand des Kreises heran. Du brauchst keine Furcht zu haben. Wir beide halten doch zusammen, nicht wahr?«

Wie er das aussprach, war es der reinste Hohn. Der Unterton in seiner Stimme strafte die Worte Lügen.

Dennoch weigerte sich der Keeper nicht. Sehr oft war er diesen Weg gegangen, aber nicht mit der furchtbaren Angst in der Kehle. Vor dem Kreis stoppte er seinen Schritt.

Unter ihm gloste die Fratze des Teufels. Von Flammenzungen umgeben und ebenfalls Flammenränder als Glutaugen. Der Pesthauch des Bösen strahlte ab und verdichtete sich bei Harry zu einem würgenden Angstgefühl.

»Komm zu mir!« lockte der Teufel. »Tritt in den Kreis. Ich habe mit dir zu reden.«

Willst du mich nicht töten? Die Frage lag ihm auf der Zunge, doch er traute sich nicht, sie zu stellen, und so hob der Mann einen Fuß an, um die Begrenzung des Kreises zu überschreiten.

Er trat in das Zentrum der Magie!

Sofort spürte er das Andere. Er konnte keine Erklärung dafür finden, aber er wurde das Gefühl nicht los, in einer völlig fremden

Welt zu stehen und gleichzeitig eins zu sein mit dem Teufel. Harry schaute nach vorn. Er sah über den Rand des Kreises hinweg, und trotzdem wirkte das Zimmer auf ihn anders, als würde er es durch einen Flammenschleier betrachten.

Über ihm hing die Schlinge. Auch jetzt bewegte sie sich und schaute mit ihrer unteren Seite über seinen blonden Haarschopf.

»Jetzt bist du bei mir!« hörte er den Satan rau flüstern. »Du bist zu mir gekommen, um mir zu sagen, daß du verloren hast, nicht wahr? Verloren.«

Das letzte Wort echote in seinem Kopf nach.

Ja, verdammt, er hatte verloren. Es war ihm nicht gelungen, die Gegner auszuschalten.

Sie hatten ihn überlistet.

Und nun war er beim Satan, damit er seinen letzten Tanz tanzen konnte. Die Schlinge kratzte über sein Haar. Jede Bewegung bekam er mit. Sie ließ bei ihm Schauer zurück.

Aus der Tiefe meldete er sich zu Wort. Seine gezischten Worte wurden von einem heißen Atem begleitet, der an Harry hochstrich und die Schlinge noch mehr in Bewegung setzte.

»Nimm sie, so wie es sich für einen Versager geziemt!« befahl der Teufel ihm.

»Ich... ich wollte...«

»Du wirst dich aufhängen!« hörte er die bösen Worte aus der Tiefe.

»Nicht ich töte dich. Du wirst es selbst machen...«

Harry nickte.

Er hatte alles verloren. Er wußte, daß er vor seiner Höllenfahrt stand. Seine Seele würde eingehen in die ewige Verdammnis des Satans und dort verlodern.

Er hatte hoch gepokert und verloren. Wer sich mit dem Teufel einließ und versagte, zahlte seinen Preis.

Harry war bereit, auch wenn ihn die Angst vor dem

Unausweichlichen fast umbrachte. So hob er seine Arme an und spreizte die Finger. Das aus dem Eingang fallende Licht zeichnete jede seiner Bewegungen als Schatten auf dem Boden nach.

»Um den Hals mußt du sie hängen, Harry, um den Hals...«

Er spürte den rauhen Hanf über seine Handfläche gleiten, als die Schlinge durch seine Finger rutschte. Um sie um den Hals legen zu können, mußte er sich auf die Zehenspitzen stellen. Sie schrammte an seinem Gesicht vorbei, berührte das Kinn und legte sich straff um seinen Hals, als wäre sie allein nur für ihn angepaßt worden.

Er zitterte plötzlich. Das merkte auch der Teufel. Aus der Tiefe drang wieder seine Stimme. »Wer zu mir hält, dem sollte die Angst fremd sein«, erklärte er. »Völlig fremd, mein Freund...«

Harry verzog den Mund. Er sah aus, als wollte er weinen. Die Schlinge paßte exakt. Er brauchte nicht einmal den hinten sitzenden dicken Knoten festzuziehen.

Noch einmal schaute er in den Raum.

Licht und Schatten wechselten sich ab. Hier hatte er lange gelebt, kannte alles, bis auf die Gestalt an der Tür. Dort stand jemand mit gezogener Waffe, und der sagte nur einen Satz: »Nimm die Schlinge sofort ab, Harry!«

Ich hatte gesprochen und gleichzeitig das Gefühl, nicht mehr rechtzeitig genug erschienen zu sein. Satans Macht war einfach stärker gewesen. Asmodis hatte die Kontrolle über den Mann bekommen, und er spielte sie auch voll aus.

Noch in der Schlinge hängend drehte Harry den Kopf, so weit es ging, um mich ansehen zu können. Er öffnete seinen Mund, die Lippen bewegten sich leicht, als er fragte: »Bist du gekommen, um deinen Triumph zu erleben?«

»Nein, Harry, ich will dich da wegholen.«

»Das schaffst du nicht!«

In seine Antwort hinein hörte ich die Stimme des Teufels. »Sinclair, John Sinclair, wie schön, daß du mich auch mal besuchst. Aber es ist einfach zu spät. Du kannst ihn nicht mehr holen. Ich gebe nichts aus den Händen, war mir gehört. Und ich habe mir geschworen, daß er in mein Reich gelangt. Hörst du?«

Ich verließ meinen Platz und betrat den Raum. Der Satan sprach nicht mehr. Ich sah ihn im Kreis. Jetzt wünschte ich mir, mein Kreuz zu haben, das war leider nicht möglich.

Welche Chance gab es für Harry? Nur eine. Ich mußte in den Kreis und ihn aus der Schlinge holen.

Ließ der Satan das zu?

Auch ich stand meinem Plan skeptisch gegenüber, weil ich einfach nicht daran glaubte, daß es Asmodis zulassen würde. Und er warnte mich auch. »Sinclair, das ist mein Gebiet. Gehe keinen Schritt weiter. Du bleibst stehen und überläßt den Kerl mir. Verstanden? Du überläßt ihn mir, das will ich so!«

»Nein, Asmodis!«

»Hüte dich!«

Ich kannte seine Warnungen. Schon oft hatte er mir ähnliche Worte gesagt, aber ich hatte ihm stets widerstanden. Auch in diesem Fall tat ich es und zielte auf die Kreismitte, wo sich die häßliche Fratze des Höllenherrschers abmalte.

»Mit einer Silberkugel?« höhnte er.

Da drückte ich ab.

Das blasse Mündungsfeuer leuchtete nur für einen Moment auf. Und schon jagte das geweihte Silbergeschoß in die magische Zone hinein. Der Boden schluckte die Kugel, und dort, wo sie aufgeschlagen war, sah ich für einen Moment den hellen Blitz, der sofort wieder verschwand, so daß das alte Bild blieb.

Asmodis zeigte sich unbeeindruckt. Er verhöhnte mich sogar. »Verlaß dich nicht auf deine Silberkugeln, Geisterjäger. Du erreichst

bei mir damit nichts!«

Es war auch nur ein Test gewesen. Immerhin hatte ich es geschafft, sehr nahe an den Kreis heranzukommen. Wenn ich den Arm ausstreckte, schwebte meine Hand bereits über dem Rand.

Doch der Teufel schlug zurück.

Nicht sehr hart oder schnell, es war vielmehr die Magie, die aus der Tiefe drang und auch meine Hand erfaßte.

Sie wurde heiß, so daß ich mich gezwungen sah, sie hastig zurückzuziehen.

»Ohne Kreuz, Sinclair, bist du machtlos.«

»Willst du es dann nicht gegen mich versuchen?« fragte ich ihn.

»Leider bin ich nur bedingt vorhanden. Ich wäre gern gekommen, darauf kannst du dich verlassen. Doch man beschwor mich, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Das habe ich geschafft!«

»Nicht mehr!«

»Gut, dann wird er sterben!«

Asmodis hatte das letzte Wort kaum ausgesprochen, als ich den gurgelnden Schrei des Keepers vernahm. Ich schaute auf seine Füße, sie baumelten plötzlich über dem Boden, er hatte keinen Halt mehr und würde in den nächsten Sekunden stranguliert werden. Da feuerte ich.

Und diesmal jagte ich, um sicherzugehen, drei Kugeln aus dem Lauf. Ich hielt auch nicht mehr in den Kreis hinein, dafür auf das straff gespannte Seil über seinem Kopf, und bei der dritten Kugel hatte ich das große Glück.

Der Strick riß. Harry fiel zu Boden.

War er gerettet?

»Komm raus!«

Es waren meine ersten Worte, die ich ihm zurief. Er hätte kommen müssen, aber Asmodis gab nichts mehr aus der Hand, was er einmal

sicher gehabt hatte.

Auch seinen Diener nicht.

Er kontrollierte die Magie, und als sich Harry entschloß, meinem Ratschlag zu folgen, da schaffte er es nur, die Schlinge um seinen Hals zu lockern, aber er konnte sich nicht erheben, weil der Untergrund sich veränderte und wie ein Sumpf wirkte.

Harry wurde festgehalten.

Es sah puppenhaft grotesk aus, wie er versuchte, seinen linken Arm zu heben, mit der Hand aber festklebte, so daß er nicht weiterkam. Die Rechte konnte er ausstrecken, er setzte plötzlich in mich seine Hoffnung, als er sie mir reichte.

Ich wechselte die Beretta in die Linke, bückte mich und faßte nach seinen Fingern.

Schweißnaß und glatt waren sie, als ich mich daran festklammerte und fast noch abgerutscht wäre.

Harrys Gesicht sah ich aus der Nähe. In den Augen glomm die Hoffnung, es letztendlich doch noch zu schaffen.

Nur für einen verschwindend kurzen Augenblick, der Satan gab das nicht mehr her, er lachte in der Tiefe und bewies seine Macht. Meine Hand löste sich plötzlich.

Nicht daß es heiß gewesen wäre, aber der Arm war nicht mehr vorhanden. Lautlos explodiert, wie der Man auf dem Schiff oder Yves Duce.

Harry erlebte den Schrecken hautnah.

Er warf sich herum, hob den vorhandenen Arm an, wollte aus dem Kreis raus, aber die unsichtbare Grenze hielt ihn. Ich hatte meinen Dolch gezogen, stieß ihn vor, kam auch bis zur Grenze, aber nicht weiter, denn Satans Kraft stoppte ihn radikal. Die Klinge verfärbte sich sofort, so daß ich Angst um die Waffe hatte.

Der Teufel holte Harry zu sich.

Vor meinen Augen wurde er in die Tiefe gezogen. Seine Beine

waren bereits gestreckt, als hätten sich unsichtbare Hände um die Fußfesseln gelegt.

Der Oberkörper stand senkrecht, das Gesicht zeigte grimassenhaft verzerrte Züge, die Augen wollten ihm aus den Höhlen quellen, der Mund stand schief, und der Keeper sank immer tiefer.

»Zwei Niederlagen konnte ersieh erlauben!« rief der Teufel, »eine dritte nicht mehr...«

Harrys Schrei gellte auf.

Ich ging einen Schritt zurück, denn aus dem Boden schlug das Feuer, das ihn in Sekundenschnelle verzehrte.

Es gab keinen Harry mehr, keinen Höllen-Cocktail und auch keine magische Zone. Der Kreis war verschwunden.

Nur noch der Galgenarm mit dem abgerissenen Strick daran baumelte wie eine finstere Drohung über mir und erzählte von einerschrecklichen Geschichte...

In der Bar hatte sich einiges verändert!

Zunächst einmal waren die restlichen Mitglieder der Höllendiener nicht vergangen oder verbrannt. Mit dem Tod ihres Anführers war auch der Bann von ihnen genommen worden.

Auf der Theke brannte etwas.

Der Höllen-Cocktail hatte sich von selbst entzündet. Fetter Qualm stieg träge gegen die Decke.

Das alles begriffen Bill und ich. Germaine ebenfalls, um die sich ein Arzt kümmerte, aber nicht Inspektor Carnu, dessen Gesichtsfarbe zwischen blaß und rot wechselte, als er Bill und mich abwechselnd anschaute und mit flüsternder Stimme nach Erklärungen verlangte.

»Die gibt es«, sagte ich.

»Und?«

»Glauben Sie mir denn?«

»Weiß ich nicht.«

Ich deutete auf die Höllendiener. »Falls Sie sich erinnern, werden sie ihnen Aufschluß geben. Auch über den Mord an zwei Killern, die wahrscheinlich zur Mafia gehören.«

»Wieso?«

Ich schüttete mir einen Whisky ein und entdeckte die Barmaid. Sie hatte sich von meinem Schlag wieder erholt, saß hinter der Bar mit blassem Gesicht auf einem Hocker und hatte Angst.

»Harry hatte alles inszeniert. Er schloß einen Pakt mit dem Teufel, Kollege.«

»Das glauben Sie?«

Ich trank und nickte.

Carnu wandte sich wütend ab. Bill winkte mich heran. »Ich habe doch geschossen«, sagte er.

»Und?«

»Der Mann ist verbrannt. Das geweihte Silber, weißt du...«

»Schon klar, Alter. Ich verstehe nur nicht, daß es immer noch Menschen gibt, die sich mit der Hölle einlassen.«

»Die wird es immer geben.«

»Die Befürchtung habe ich leider auch, mein Freund...«

ENDE

[\[1\]](#) Siehe John Sinclair Nr. 55 »Todeszone London«